

**Ruth Weiss**

**Fünf Kapitel aus fünf unveröffentlichten  
Historienromanen**



**herausgegeben  
von Helga Druxes  
Frederick A. Lubich  
und Hubert Dammer**

**PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren  
im Ausland**

## **Impressum, Nachweise**

© 2021: PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland.  
Satz & Layout: Hubert Dammer

# Inhaltsverzeichnis

<b>Inhaltsverzeichnis</b>	<b>3</b>
<b>Vorwort</b>	<b>5</b>
<b>I: Der Diamantenschleifer aus Brabant</b>	<b>7</b>
Auszug aus „Der Diamantenschleifer von Brabant“:	7
Kapitel 7: Die Jungfrau von Orléans im Jahr 1430	7
<b>II: Episoden aus dem Gulag</b>	<b>16</b>
Auszüge aus „Episoden aus dem Gulag“	16
<b>III: Rassenschande in Südafrika</b>	<b>30</b>
Auszug aus „Rassenschande in Südafrika“:	30
<b>IV: Alte Kameraden aus Brasilien</b>	<b>34</b>
Auszug aus „Alte Kameraden aus Brasilien“	34
<b>V: Ein Denkmal für Sklavenarbeiter in einer westfälischen Kleinstadt</b>	<b>38</b>
Auszug aus „Ein Denkmal für ehemalige Zwangsarbeiter in einer Westfälischen Kleinstadt“	38
<b>Jewish Deportees sent to Mauritius: An Untold Story</b>	<b>41</b>
<b>Begegnung mit Ruth Weiss in Aschaffenburg am 17. September 2020</b>	<b>43</b>
PEN Zentrum - Vorstand	44
Geschäftsführer	44



## Vorwort

### *Ruth Weiss, Bürgerrechtlerin und Romanschriftstellerin*

*Auszüge aus fünf unveröffentlichten Geschichtsromanen*



„Ich habe noch einen Koffer...“: aus der erzählerischen Schatzkiste von Ruth Weiss

Ruth Weiss, Ehrenpräsidentin unseres PEN Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, ist eine der letzten großen Jahrhundertzeugen aus der Generation von Holocaust-Entronnenen, die aus ihrem Überleben ein einmaliges Lebenswerk geschaffen haben. In ihrer ersten Lebenshälfte hatte sie sich in Südafrika als engagierte Journalistin und mutige Bürgerrechtskämpferin gegen das Apartheid-System einen so bedeutenden Ruf erworben, dass sie unter anderem für den Friedensnobelpreis nominiert wurde. Zurück in Europa hat sie sich in ihrer zweiten Lebenshälfte – weit über ihre unermüdliche, öffentliche Aufklärungs- und Erinnerungsarbeit hinaus – vor allem auch als überaus produktive Autorin von Historienromanen einen bekannten Namen gemacht. Werke wie *Mitzis Hochzeit* und *Meine Schwester Sara* wurden nicht nur ins Englische übertragen, sondern auch in deutschen Schulen zur Schullektüre ausgewählt.

\*\*\*

Ruth Weiss erzählt wechselhafte Schicksale jüdischer Protagonisten mit viel historischer Detailkenntnis. Krankheit, Mord, Vergewaltigung, Entführung und Tod sind häufige Begleiter auf den spannenden Lebenswegen der Figuren, wobei dramatische Umschwünge nicht zimperlich erfolgen und so den Leser in Atem halten. Dieser unsentimentale Umgang mit all ihren Protagonisten zeichnet Ruth Weiss' Erzählwerk insgesamt aus. Gleichzeitig verwendet sie viel Sorgfalt auf die Beschreibung der Gefühle und Gedanken, die die verschiedenen Frauen- und Männerfiguren (ihrer Romanwelt) umtreiben. Erinnern und Aufschreiben sind hier eine Form von Widerstand gegen Antisemitismus und andere Arten von menschenfeindlicher Ausgrenzung. Ich wünsche Ihnen beim Stöbern in diesen Schätzen viele interessante Einblicke.

Das Allerwichtigste auch in diesen gefährlichen Zeiten:

Bleiben Sie alle weiter gesund!



Ihre

Helga Druxes  
Sekretär

## I: Der Diamantenschleifer aus Brabant

Im Jahr 1430 heiratete Prinzessin Isabella von Portugal den Herzog von Brabant. Sie brachte nicht nur eine große Aussteuer mit sich, sondern auch portugiesische Handwerker und Künstler, darunter jüdische Juweliere. Der Sohn aus dieser Ehe, Herzog Karl der Kühne gab einem Juwelier den Auftrag, ihm einen Ring mit Diamanten zu liefern. Unter diesem Druck wurde der erste Diamant in Europa - in Antwerpen – geschliffen, wodurch die Diamantenindustrie gegründet wurde. „Der Diamantenschleifer von Brabant“ ist die fiktive Geschichte einer jüdischen Juwelierfamilie aus dem 15. Jahrhundert.

*Auszug aus „Der Diamantenschleifer von Brabant“:*

### *Kapitel 7: Die Jungfrau von Orléans im Jahr 1430*

Nach Isabellas Ankunft in Sluis heiratete am 29. Dezember das herzogliche Paar, wobei die kirchliche Zeremonie im neuen Jahr, am 7. Januar, in Brügge in Flandern vollzogen wurde. Zur Ehre der Feier stiftete der Herzog von Burgund den Orden des Goldenen Vlies, der christliche Werte weltweit verteidigen sollte.

Der Orden sollte auch etwas anderes bezwecken, nämlich die Eliten des heterogenen Territoriums des Herzogs miteinander verbinden. Philipp war nach der Ermordung seines Vaters im Jahr 1419 der Herzog von Burgund und Graf von Flandern, Artois und Franche-Comté, geworden. Später erbt er weitere Territorien. Geschäftstüchtig wie er war, wurde er ein sehr reicher Herrscher. Philipp der Gute hatte keinen festen Sitz, sondern wechselte seine Residenz zwischen Brügge, Brüssel und Lille.

Wie in Portugal, so wurde auch in Burgund die Ehe gebührend gefeiert. Isabella, die blass und leidend in Sluis an Land gegangen war, hatte kaum Zeit sich zu erholen. Als sie nach sechs Wochen eines Morgens aufwachte und sich erbrechen musste, fühlte sie sich schlapp und elend. Sie ließ den Herzog wissen, dass sie am Turnier an diesem Tag nicht an seiner Seite sein würde.

Die Prinzessin Isabella hatte die Ehe eingewilligt, da es ihr Vater wünschte und nicht, weil sie sich nach einem Ehemann sehnte. Sie war sich bewusst wie wichtig ihre Ehe und damit eine Allianz Portugals mit dem einflussreichen Herzog war. Dazu wollte sie nicht nach dem Tod des Vaters als geduldete Person am Hof ihres Bruders bleiben. Jedoch als Herzogin musste sie sich an Etliches gewöhnen und nicht nur daran, dass der Hof sich öfters von einer Residenz zur anderen bewegte. So musste sie die extravagante Mode der Hofdamen akzeptieren. Innerhalb des Hofes wurde bereits über die Portugiesin getuschelt. Sie sei arrogant, behaupteten einige, sie schien wenig Gefallen an den Festlichkeiten zu zeigen, meinten andere und alle waren sich einig, dass sie wie eine graue Maus unter den Damen des schillernden Burgunder Hofes wirkte. Die Kleider der Herzogin waren aus teuersten Stoffen aber schlicht geschneidert, während die Mode des Hofes tonangebend in ganz Europa war.

Später am Tag erholte sich die Herzogin und erwartete ihren Gatten nach seiner Rückkehr im Audienzsaal. Unter seinem Gefolge sah sie eine Hofdame, die ihr unbekannt war. Sie bemerkte zu einer ihrer Damen, dass

eine der hochwohlgeborenen Hofdamen ihr noch nicht vorgestellt sei. Aus der Verlegenheit der Angesprochenen und Isabellas darauf forschenden Fragen erfuhr sie, dass es sich um eine Person namens Jeanne Chastellain handelte, die sich seit einigen Jahren einer bevorzugten Stellung am Hof erfreute.

„Es war nicht ratsam, sie Ihrer Hoheit vorzustellen,“ flüsterte die Vertraute, die der neuen Herzogin nicht in die Augen blickte.

Die Herzogin schwieg. Sie hatte es verstanden. Eine Mätresse des Herzogs! Isabella hatte nicht erwartet, dass Philipp in seiner Witwerzeit wie ein Mönch gelebt hatte. Aber dass er so kurz nach ihrer Hochzeit weiter mit einer früheren Geliebten zusammen war, verletzte sie zutiefst. Sie sandte nach Seigneur de Roubais, zu dem sie während der langen schweren Reise Vertrauen gefasst hatte und bat ihn, in ihr intimes Privatgemach einzutreten.

Unter vier Augen fragte Isabella: „Wer ist diese Jeanne Chastellain?“ Sie fand sie hätte das Recht zu erfahren, welche Rolle die Person im Leben des Herzogs spielte.

De Roubais hatte längst Isabellas Klugheit zu schätzen gelernt. Er konnte und wollte ihr keine Lügen auftischen. Er antwortete untergeben: „Eure königliche Hoheit, die Chastellain ist eine intime Bekannte seiner königlichen Hoheit. Sie ist auch als de Bosquiel, Dame von Quéry la Motte bekannt.“

„Wie intim?“

Der Hofherr musste schlucken, ehe er antworten konnte. „Sie war eine langjährige Geliebte und hat ihm zwei Kinder geboren.“

Die Herzogin ließ sich ihr Entsetzen nicht anmerken. „Kinder? Der Herzog hat sie als seine erklärt?“

„So ist es“, musste der Höfling zugeben. Er zögerte, dann fügte er hinzu, dass auch andere Frauen die Mütter von herzoglichen Kindern seien.

Das Gesicht der Herzogin war versteinert. „Wie viele?“

Es war eins der schwierigsten Gespräche, die der Adlige je geführt hatte. „Der Herzog liebt die weibliche Gesellschaft, Eure königliche Hoheit. Die Anzahl...äh...ist nicht ganz geklärt.“

Isabella ließ das Gespräch nicht im Sande verlaufen. „Fünf? Zehn?“

Zu ihrem Schock sagte ihr die Miene des Höflings, der vor ihr kniete, dass es noch mehr sein könnten. Mit eisiger Stimme erklärte sie, er könnte gehen. Dann sandte sie nach einer älteren Portugiesin, die seit ihrer Jugend ihre Hofdame war. Sie sollte sich über die Herren in nächster Umgebung des Herzogs kundig machen. Vor allem über diejenigen, die ihm bei seiner Toilette behilflich waren.

Am Abend nahm sie ihren Platz bei dem Turnier Bankett ein, als ob nichts geschehen war. Sie verhielt sich großzügig zu dem Sieger des Tages, dem sie ein wertvolles Geschenk überreichte, applaudierte die neue Komposition eines Musikers am Hof und erlaubte dem Herzog, sie am folgenden Abend in ihrem Gemach aufzusuchen.



Sie war zu stolz, um als eifersüchtige Gattin aufzutreten. Mehr noch. Sie war ehrgeizig und entschlossen, in den Angelegenheiten ihres neuen Landes eine Rolle zu spielen. Deswegen war es ihr wichtig, den Herzog ganz an sich zu binden. Sie schlug vor, ihn auf einer Rundreise durch seine Besitztümer zu begleiten und reiste an seiner Seite zwei Monate lang durch Burgund, Flandern und andere Gebiete.

Inzwischen führte ihre Vertraute ihren Auftrag großartig aus. Sie kaufte sich den Dienst eines Dieners der hohen Kammerdiener und konnte bald ihrer königlichen Hoheit einiges über die Gewohnheiten ihres Gattens berichten. Philipp der Gute liebte das weibliche Geschlecht, genau wie Seigneur de Roubais gesagt hatte. Er hatte mehrere Favoriten, deren Kinder er als seine erklärte, sie erziehen und zu seiner Familie zählen ließ. Außerdem vergnügte er sich öfters mit Frauen der unteren Stände, die er stets großzügig entschädigte, wenn er ihrer überdrüssig war. Wenn sie Kinder gebären, förderte er diese.

Die Herzogin nahm es zur Kenntnis und beschränkte sich darauf, den Gatten auf dieser ersten Reise nach ihrer Vermählung zu begleiten und an seiner Seite zu bleiben. Sie erreichte genau, was sie erstrebt hatte. Philipp lernte seine Gattin auf der Reise besser kennen und stellte erstaunt fest, wie breit ihr Wissen und klug ihr Rat war. Er konnte sich mit ihr angenehm unterhalten, etwas das er mit Frauen nie zuvor getan hatte. Dazu entging ihm nicht, dass die hohen Herren, die ihr begegneten, ebenfalls beeindruckt waren. Er gratulierte sich, dass er eine Gattin an seiner Seite hatte, die ihm in seinen Unternehmen eine große Stütze sein würde. Philipp war bestrebt seine Herrschaft über die an Frankreich angrenzenden Gebiete zu erweitern, vor allem da er durch Erbschaft nun auch Herzog von Brabant und Limburg geworden war. Er plante noch weitere Gebiete zu erwerben. Eine starke Beraterin an seiner Seite war dabei unersetzlich.

Die Nachricht der Ärzte, dass die Herzogin schwanger war, beglückte Philipp, deswegen hatte er sie geheiratet. Endlich würde die Nachfolge gesichert sein! Er überschüttete Isabella mit Komplimenten und Geschenken, ehe er sie in Noyon in der Nähe von Compiègne verließ. Dort wollte sie bleiben, während der Herzog sich mit anderen Angelegenheiten beschäftigen musste.

Auch die Handwerker die mit der hohen Dame in ihre neue Heimat gezogen waren, die nun auch ihre geworden war, hatten sich in der Zwischenzeit in Brügge zurecht gefunden.

Die ha-Levi-Familie, wie die anderen im Gefolge der Herzogin, befanden sich längst in Brügge. Die Stadt war bereits zur Zeit der Hanse ab dem 13. Jahrhundert eine bedeutende Handelsstadt gewesen und hatte sich zum Mittelpunkt des westeuropäischen Handels entwickelt. Wie Benjamin Jonah erklärte, hatte eine große Sturmflut im 12. Jahrhundert Brügge mit der Nordsee verbunden, wodurch ein Durchbruch von der Meeresbucht zur Stadt entstanden war. Das war eine wunderbare Fügung, da Brügge danach den Handel auf dem Wasserweg ausweiten konnte. Im 14. Jahrhundert hatte die strategische Lage der Stadt diese praktisch zum Lager der Hanse Städte gemacht und zum Knotenpunkt zwischen den nordischen Häfen und dem Mittelmeer. Länder wie Italien, Spanien, deutsche Territorien hatten Abgesandte in Brügge, sodass diese zum Zentrum des europäischen Handels wurde, in dem viele Sprachen zu hören waren.

Die Hafenstadt war durch den Tuchhandel bekannt geworden, der noch immer eine große Rolle spielte. Ware wie Getreide, Fische, Pelze wurden in der Stadt finanziert und gehandelt, genau wie Luxusgüter aus dem Süden, einschließlich Wein und Salz. Brügge war dadurch zur reichsten Stadt Nordeuropas geworden, die mit englischen Wollkaufleuten, flandrischen Tuchproduzenten und Weinbauern der Gascogne Handel betrieb. Philipp der Gute förderte beflissen die Teppichweberei in Brügge. Dadurch waren Kaufleute aus vielen Ländern

wie England, Italien, Portugal, Spanien, Süddeutschland und Schottland regelmäßige Besucher des jährlichen Markts.

Ein Glaubensgenosse Benjamins namens Menashe ben Moses, der mit englischer Wolle am Tuchhandel beteiligt war, hatte dafür gesorgt, dass die Gruppe vorübergehende Unterkunft bei ihm und anderen Mitgliedern der kleinen Gemeinde bekommen hatten. Die Einheimischen freuten sich über den Zuwachs. Mit den erwachsenen Männern unter den Neuankömmlingen würde nun kein Minjan ausfallen. Das bedeutete, dass es leichter sein würde, zehn Männer zusammen zu bringen, sodass ein Gottesdienst stattfinden konnte, wie die Regel es forderte. Nur in Anwesenheit eines Minjan konnte Kaddisch gesprochen und aus der Torah gelesen werden. Die Sephardim, die Juden aus dem Mittelmeer mit ihrem Ladino und die Ashkenazim mit ihrem Jiddisch, das auf Mittelhochdeutsch basiert war, hatten zwar Hebräisch gemeinsam, aber sie benutzten diese nur für die Gebete. Sie unterhielten sich auf Latein, wobei es den Sephardim klar war, dass sie schnellstens Flämisch lernen mussten.

„Ein Freudentag“, strahlte der Tuchhändler Menashe, ein stämmiger Mann, der aus Köln nach Brügge gezogen war, um das Tuchgeschäft zu erlernen und sich dort niedergelassen hatte: „Wir werden zusammen bei uns das Schabbatmahl feiern!“

Er erklärte den Neuankömmlingen etliches. „In Brügge gibt es ein wichtiges neues Geschäft, die Börse“, sagte er: „Die wurde von der Kaufmannsfamilie van der Burse gegründet, in deren Haus sich die Kaufleute treffen, um den Wert von Gold und Silbermünzen festzulegen. Dazu handeln sie in Wertpapieren, auch Wechseln und sogenannten Kreditbriefen. Diese neuen Wege, Schulden zu bezahlen machen das Abwickeln von Geschäften viel einfacher.“ Er lachte: „Die Familie ist die reichste am Ort. Sie haben nicht umsonst drei Geldbeutel in ihrem Wappen!“

Benjamin hatte davon gehört. Er dachte, dass derartig Neues das rege Geschäftsleben der Stadt förderte. Leider hatte das die Preise von Unterkünften hochgetrieben, wie er zu seinem Leidwesen feststellen musste. Trotzdem gelang es ihm bereits im Februar, mit einer der mächtigen Kaufmannsfamilien Verhandlungen über den Kauf eines vierstöckigen Fachwerkhäuses in einer bescheidenen Gasse der Innenstadt abzuschließen. Ende März konnte er seine Werkstatt im Erdgeschoss eröffnen. Seine Quellen wie Silber aus Bergwerken in Böhmen und Ungarn waren durch Beziehungen zu jüdischen Familien in anderen Städten gesichert, Gold kam immer mehr aus Afrika, wo portugiesische Seeleute dieses zusammen mit Gewürzen aus den afrikanischen Küstengebieten brachten.

Abram ha-Levi hatte seinen eigenen Arbeitsplatz im Dachgeschoss für sich und seine Gesellen einrichten können, da dort ein Dachfenster gutes Licht für die feine Kalligrafie spendete. Für beide Familien war genug Platz in dem Gebäude, dessen Fassade von einem guten Steinmetz verziert worden war. Wohn- und Esszimmer wurden gemeinsam benutzt und zu Schabbat- und Feiertagen gab es gemeinsames Essen, zu dem stets einige der Gesellen mit ihren Familien eintrafen. Diese hatten ebenfalls Wohnungen gefunden.

An die Kanäle, die dem Warentransport zur Zwin dienten und aus dem kanalisierten kleinen Fluss Reie entstanden waren, mussten sich die Neuankömmlinge erst gewöhnen, wie auch an die vielen Brücken. Sie staunten über die stolzen Patrizierhäuser entlang den Kanälen, vor allem gefielen ihnen die schmalen Backsteinhäuser mit ihren kleinen Türmen. Die gesamte Gruppe fühlte sich in kurzer Zeit recht wohl in der Stadt.

Weder Benjamin noch Abram hatten der Herzogin seit deren Hochzeit einen Besuch abstatten können, da die hohe Dame erst mit Festlichkeiten beschäftigt, danach auf Reise gegangen war. Mitte Mai erhielt der Goldschmied den Ruf, Isabella in Noyon aufzusuchen. Die Herzogin wollte mit dem Goldschmied besprechen, wie einige der vom Herzog geschenkten Edelsteine verarbeitet werden könnten. Isabella fand, es sei Zeit, ihren Gatten mit der feinen portugiesischen Goldschmiedekunst zu beeindrucken.

Benjamin hatte bereits einen Auftrag von Herzog Philipp erhalten, der nach einer Zeichnung von Jan van Eyck einen großen, tiefroten Rubin als Anhänger für eine schwere Goldkette anfertigen ließ. Der große Künstler entwarf vieles für den Hof, von Kleidung für den Hofstaat über Schmuck für Festlichkeiten und Turniere zur Bemalung von Schildern, Bannern und Statuen. Die Kette war eines der Geschenke mit der Philipp seine Gemahlin überhäufte, seitdem er wusste, dass sie schwanger geworden war.

„Kein Wunder“, lächelte der Maler, als er Benjamin seine Zeichnung brachte: „Alle Frauen des Herzogs schenken ihm Kinder!“

„Alle?“ fragte der Jude verwundert, dem bekannt war, dass die beiden früheren Ehen des Herzogs kinderlos waren.

„Seine Mätressen“, antwortete van Eyck achselzuckend: „Man sagt, er hatte schon Dutzende Nachkommen. Leider bislang keinen legitimen Erben. Das wird sich nun bald ändern.“

In Noyon angekommen fand der Goldschmied seine Patronin abwesend und das Haus in heller Aufregung. Jeanne d’Arc, diese ungewöhnliche Dienerin des französischen Königs und ein Offizier in dessen Heer, hatte Compiègne angegriffen! Die Ratgeber der Herzogin waren nervös geworden und hatten sie überzeugt, sofort aufzubrechen und sich zu ihrer Sicherheit nach Péronne zurückzuziehen.

Ein portugiesischer Adliger, der zurückgeblieben war, um den Haushalt zu ordnen und der den Juden kannte, sagte, die Herzogin hätte keine Anweisungen für ihn gegeben. Er riet ihm zu warten. Benjamin hatte Jonah zu dessen großer Freude als Page auf die Reise mitgenommen, da er dachte, der Junge müsse die Gepflogenheiten am Hof kennenlernen und auch, wie mit hohen Kunden umzugehen sei. Benjamin hatte von der Jungfrau gehört, die Visionen hatte, dass sie von Gott beauftragt war, dem Dauphin zum Sieg gegen die Engländer zu verhelfen. In der Tat war es dank ihrer Siege, dass er zum König gekrönt werden konnte.

Der Goldschmied beschloss, in Noyon zu bleiben, sodass sie sich am Hof befanden, als ein Bote mit der Nachricht erschien, die Burgunder hätten die Jungfrau von Orléans am 23. Mai festgenommen. Anscheinend hatte sie nach einem Zusammenstoß mit einer größeren englischen Truppe den Rückzug nach Compiègne begonnen. Als guter Offizier war sie als Letzte hinter ihrer Truppe geritten, doch sie fand das Tor verschlossen als sie es erreichte. Es gelang daraufhin einem Burgunder Offizier, Jeanne d’Arc festzunehmen.

Jonah wusste wenig über diese Frau, die wie ein Soldat kämpfte. Benjamin versuchte es ihm zu erklären: „Sie ist keine Adlige, sondern die Tochter eines Bauern und noch sehr jung, achtzehn oder neunzehn! Sie behauptet, dass sie seit Jahren von Visionen heimgesucht wurde, die ihr befahlen, für den Dauphin gegen die Engländer zu kämpfen. Erst wurde sie verlacht. Aber der Dauphin glaubte ihr, dass sie es schaffen würde, sodass er in Reims zum König gekrönt werden könnte.“

Der Junge hörte mit Interesse zu. „Das wollte sie jetzt erreichen?“

„Sie hat es schon erreicht. Sie hatte den Dauphin überzeugen können, dass sie es ernst meint. Er gab ihr eine Militäreinheit und ließ eine Rüstung für sie anfertigen. In Jeanne erster Schlacht im April im letzten Jahr wurde sie verwundet, doch sie kämpfte weiter, sodass die Männer ihr begeistert folgten! Danach hatte sie einen Erfolg nach dem anderen. Im Juli hatten sich die Engländer aus den Festungen der Loire so weit zurückgezogen, dass der Dauphin in Reims als Karl VI. gekrönt wurde.“

„Was geschieht nun?“ Jonah wandte keinen Blick von seinem Abba, wie er auf hebrisch den Vater nannte.

„Das weiß ich nicht. Eigentlich ist Burgund nicht in dem langen Krieg zwischen Frankreich und England engagiert, der 1337 begonnen hat. Beide, der englische sowie der französische König denken, er sei der rechtmäßige König von Frankreich.“

Benjamin hatte gehört, dass der Herzog den Dauphin hasste. Van Eyck, der ihm etliches erklärt hatte, hatte darauf hingewiesen, dass es die Männer des Dauphins waren, die für die Ermordung des Vaters von Philipp den Guten verantwortlich gemacht wurden. Das war im Jahr 1419 geschehen, in Jonahs Geburtsjahr. Aus Rache hatte der Herzog ein Abkommen im Mai 1421 mit Heinrich V. von England getroffen, das ihn zu Englands Verbündeten gemacht hatte. Dabei war er als ein Verwandter des Dauphins aus der königlichen Valois Familie ein französischer Graf und Vasalle des französischen Königs.

Van Eyck, der bewiesen hatte, dass er nicht nur ein großartiger Maler, sondern auch ein geschickter Diplomat war, hatte erklärt, der Herzog würde seine eigenen Kriege führen. Ihm ging es dabei meistens darum, seine Besitztümer und Geld, um seine Macht und seinen Reichtum zu vergrößern. Philipp der Gute war bereits einer der reichsten Männer Europas, dank seines Geschäftssinns und dem Geschick, seine Erbschaften mit anderen Errungenschaften zu verbinden. Er hatte es seinem jungen Burgunder Staat dadurch ermöglicht, sich zu einer unabhängigen Großmacht zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich herauf zu schwingen.

Benjamin entschied nichts Derartiges zu erwähnen, er wollte den Jungen nicht verwirren.

Jonah hatte genau zugehört. „1337! Das heißt, die kämpfen schon seit fast einhundert Jahren gegeneinander!“ Für ein Kind waren einhundert Jahre eine Ewigkeit.

„So ist es.“ Benjamin fiel ein, dass die Herzogin Isabella die Tochter einer Engländerin war, ihre Mutter Philippa von Lancaster war die Tochter des John von Gaunt, des dritten Sohnes des englischen Königs Edward III. Wenn es nach Isabella ging, würde wohl Jeanne d’Arc den Engländern übergeben. Ach was, sagte sich Benjamin, ich verstehe nichts von den Angelegenheiten der hohen Herrschaften. Die wechselten die Seiten so oft, dass ein gewöhnlicher Mensch das nicht immer begreifen kann.

Am folgenden Tag erfuhren sie, dass Jeanne d’Arc in der Tat den Engländern übergeben wurde. „Der Herzog ließ es sich bezahlen“, sagte Benjamin zu seinem Sohn, „Er lässt sich kein Geschäft entgehen – genau das, was sie uns stets vorwerfen – aber mit Menschen handeln wir nicht.“

Die Herzogin beschloss danach, nach Noyon zurückzukehren. Wie Benjamin vermutet hatte, war sie in der Tat englandfreundlich, aber gleichzeitig äußerte sie den Wunsch, die legendäre Jungfrau kennen zu lernen, die den Franzosen zu ihren Siegen verholfen hatte.

Der Herzog konnte der Mutter seines zukünftigen Erbens nichts abschlagen. Nur wenige Tage nach ihrer Rückkehr nach Noyon ertönten die Trompeten, als die illustre Gefangene umgeben von Kriegern des Herzogs in Noyon Einzug hielt. Später erfuhr Benjamin von seinem vertrauten Höfling, dass die Herzogin die Gefangene höflich empfangen und danach die zwei Frauen sich allein unterhalten hatten. Was dabei gesagt wurde, war niemandem bekannt.

Jonah stand neben seinem Vater als die Prozession an ihnen vorbeiritt. Er erhaschte einen unvergesslichen Blick auf das starre Gesicht der todgeweihten jungen Frau, die ein Königreich besiegt hatte, ehe sie über die Stufen durch das Portal des Palastes gedrängt wurde. Jonah war trotz seiner Jugend betroffen. Der Ausdruck tiefer Trauer in diesem Gesicht mit den runden kindlichen Backen schien ihm, als ob sie die Last der Welt auf ihren schmalen Schultern zu tragen hatte. Dieser Blick blieb ihm unvergesslich. Es war für den Jungen eins der wichtigsten Erlebnisse seiner Kindheit. Oft fragte er sich, ob die Jungfrau durch Verrat festgenommen wurde. Hatte man aus Versehen oder mit Absicht das Stadttor abgeschlossen? Waren französische Generäle vielleicht auf die junge Frau eifersüchtig gewesen? War es ihnen nur recht, dass die Burgunder sie den Engländern gegen eine hohe Bezahlung auslieferten? Auch, dass ihr der Prozess gemacht wurde und sie auf dem Scheiterhaufen endete?

Derartiges waren die Gedanken eines Erwachsenen. Damals als Junge waren ihm unwillkürlich Tränen in die Augen gekommen, als er von dem Prozess wegen Häresie und dem schrecklichen Ende der jungen Frau hörte. Sehr viel später im Jahr 1456, als er vernahm, dass der Großinquisitor Jean Bréhal das Urteil für ungültig erklärt hatte, bewegte es ihn erneut.

Kurz nach ihrer Begegnung mit Jeanne d'Arc ließ die Herzogin den Goldschmied zu sich rufen. Jonah durfte zu seiner Freude bei der Besprechung anwesend sein, sodass er zum ersten Mal einen der herrlichen Räume einer Hochadligen betrat. Er war überwältigt von dem langen Korridor mit seinen Statuen, Portraits und Wandmalereien, der Höhe und glitzernden Pracht des Raumes. Die Herzogin, umgeben von Dienern in prächtigen Livreen mit elegant gekleideten Kammerherren und Hofdamen, empfing den Goldschmied und seinen Pagen freundlich.

Ebenfalls beeindruckt war der Knabe von den herrlichen Perlen und den Edelsteinen, die auf Kissen seinem Vater gezeigt wurden, den Aquamarinen, Rubinen, Saphiren, Smaragden und anderen Steinen, deren Bezeichnungen er noch nicht kannte. Es war der Beginn seiner lebenslänglichen Liebesaffäre mit schönen Schmucksteinen. Jonahs Begeisterung für diese Wunder die Ha'shem in Seiner Natur geschaffen hatte, veranlasste ihn so viel wie möglich über deren Herkunft und Eigenschaften kennenzulernen.

Eines Tages brachte Solomon, einer der Fernhandelskaufleute die regelmäßig zwischen Venedig und Brügge reisten, seinem Vater unter anderen Edelsteinen einen nicht verarbeiteten Stein, der in einer harten Erdkruste steckte. Jonah dachte, dass dieser gegen die anderen glitzernden Steine unscheinbar aussah und war verwundert, dass Benjamin diesen als ersten in die Hand nahm. Jonah hatte gelernt, dass Venedig im Mittelpunkt des wichtigen Handels mit dem Fernen Osten stand, aus dem Schätze wie Perlen und Edelsteine, sowie wunderbare Gewürze stammten. Er beobachtete, wie sein Abba den Stein, der nicht anders wie ein Kiesel aussah, fast ehrfürchtig betrachtete. Der Junge war fasziniert. Warum untersuchte Abba diesen Stein so genau? Er hatte seine Lupe, die er stets bei sich hatte, ins Auge geklemmt und drehte den Stein mehrmals von Seite zu

Seite. Der Goldschmied griff zuletzt nach einem Stahlmesser, das auf seinem Arbeitstisch lag und zu Jonahs Erstaunen kratzte er den Kiesel an. Der Kratzer hinterließ keinen Riss.

Benjamin nickte zufrieden. „Kein Zweifel - ein echter Diamant!“

„Gut“, sagte der Händler erleichtert. „Das sagte der Muslime. Wollt Ihr ihn kaufen?“

„Das kommt darauf an, was Ihr dafür verlangt!“ Zu seinem Sohn sagte er: „Diamanten stammen fast alle aus Indien, Jonah.“

Der Händler stimmte ihm eifrig zu. Er sagte: „Seitdem Portugal 1510 die Stadt Goa besiegt und diese zum Zugang zum indischen Markt gemacht hat, hat es zu vermehrtem Handel mit Diamanten geführt. Bisher gab es nur selten ein Angebot, jetzt kommen öfters und bessere Steine zu uns.“ Er fügte hinzu: „Die indische Herrscherklasse hatte zuvor stets die besten erhalten. Die islamischen Händler suchten für ihre andere Kunden natürlich ebenfalls die besseren aus. Das, was sie uns zum Verkauf anboten, war gering und die Steine oft kümmerlich, mit Schönheitsfehlern. Nun hat sich das verbessert.“

Benjamin seufzte: „Wir haben noch nicht entdeckt, wie die islamischen Kollegen ihre Steine schleifen. Das ist noch ihr Geheimnis. Ich bin sicher, eines Tages wird einer von uns es erfahren. Oder selbst erarbeiten.“

„Wie sieht ein bearbeiteter Diamant aus?“ fragte Jonah, der eigentlich wenig von dem Stein beeindruckt war.

Benjamins Antwort erstaunte ihn. „Er ist hell, leuchtend und erhascht das Licht des Ewigen wie es kein anderer Stein widerspiegeln kann! Deswegen sind unsere unbeholfenen Versuche des Schneidens - cutten, sagen die Engländer - des Steins nicht richtig. Sie erbringen nicht das, was im Rohstein verborgen ist. Bislang war das Ergebnis stets matt und blind...“

Solomon nickte: „Ja, nichts geht über die Schönheit eines gut geschnittenen Diamanten! Die indischen Herrscher lieben Edelsteine aller Art, sie schmücken damit ihre Gewänder und Kopfbedeckungen weitaus festlicher als die europäischen Fürsten.“

Benjamin war das bekannt. „Einen Diamanten lassen unsere Herrscher eigentlich nicht bearbeiten. Sie glauben, es würde die magischen Kräfte der Steine vermindern. Die Griechen schätzten hingegen den Diamanten wegen seiner erstaunlichen Härte und benutzten ihn für Werkzeuge.“ Benjamin hatte gelernt, dass Plinius der Ältere in einem Werk beschrieb, dass Diamanten als Werkzeug verwendet wurden. Er wusste, es gab so manchen Aberglauben, was Diamanten betraf. So glaubten manche, der Diamant könnte den Träger vor jedem Schaden bewahren, den jemand ihm antun möchte. Besitzt eine Schwangere einen Diamanten, so würde die Geburt leicht und glücklich sein. Man müsse den Diamanten am linken Arm tragen, damit dieser vor allem vor wilden Tieren, Gift und bösen Geistern schütze.

Solomon stimmte ihm wieder zu. „Nicht nur die indischen Herrscher, auch Christen glauben, der Diamant überträgt Männer seine eigene Härte und verleiht ihnen die Unbezwingbarkeit. Wartet, ich schrieb mir auf, was einer der nichtjüdischen Händler sagte, das steht in einem ihrer alten Schriften: ‚Derjenige, der einen Diamanten trägt, kann alle Gefahren von sich wenden, sei es nun Schlangen, Feuer, Gift oder Krankheit, selbst Diebe, Wasser oder böse Geister werden von einem Diamanten ferngehalten.‘“

Die Männer lachten, aber Benjamin sagte bedenklich: „Nicht nur Christen sind abergläubisch. Unsere einfachen Glaubensbrüder kann man ebenfalls viel Unsinn glauben lassen. Nur zu oft kommen sie und bitten um ein Amulett.“ Er fügte hinzu: „Da ein Diamant unter den bekannten Steinen der härteste ist, ist es logisch, dass nur ein Diamant einen anderen schneiden kann.“ Danach begann er, mit Solomon um den Preis zu feilschen, während Jonah die anderen Steine einen nach dem anderen betrachtete und sich deren Namen einprägte, auch ihre hebräischen.

Der Lehrling widmete sich gern seiner Arbeit in der Werkstatt des Vaters, der längst erkannt hatte, dass sein Sohn äußerst begabt war. Er schärfte ihm natürlich stets ein, dass er noch jahrelang praktisch arbeiten müsse, um die Geschicklichkeit des Goldschmied Handwerks zu erlernen.

Jonah ben Benjamin war überzeugt, dass er einer der glücklichsten Jungen der Welt sei. Er hatte eine wunderbare Familie und durfte einen Beruf erlernen, der seine Leidenschaft war.

## II: Episoden aus dem Gulag

In London wurde im Jahr 2000 ein russischer Bankier ermordet. Die Ermittlung decken die menschliche Gier nach den Ressourcen des Planeten auf, in Südafrika wie in der Sowjetunion. Sie gehen zurück in die Tage des Gulags und der Liebesgeschichte der von Amalia und Dick. In Stalins Gulag arbeiteten die Kriminellen – „die Diebe im Gesetz“ – mit den Behörden zusammen. Politische Gefangenen wurden ausgegrenzt. Amalia, Tochter einer „Politischen,“ die verhaftet und umgekommen war, wurde von einigen Frauen beschützt.

### *Auszüge aus „Episoden aus dem Gulag“*

#### **Sowjetunion, Gorki im Jahr 1938**

##### **Dick**

Heftiger Schneesturm wütete durch Avtozavodsky, dem Industrieviertel der Stadt Gorki früher Nizhni Novgorod an der Wolga, wie immer um diese Jahreszeit. Der heftige Wind rüttelte an Dächern der auf Beton erbauten Holzhütten, durchdrang jede Spalte der verbarrikadierten Fenster, ließ trotz ihren Bewegungen jeden am Fließband der Gorki Auto Fabrik erschauern. Mit dem Klima hatte sich Henry Ford kaum beschäftigt, als er seine Unterschrift vor acht Jahren unter das Abkommen gesetzt hatte, um seine Zustimmung zu diesem Vierzig-Millionen-Dollar Projekt zu leisten. Gewieft wie er war, hatte der Multimillionär die Ausrüstung für die Vierylinder T-Autos gut an die Russen verkauft, nachdem er sie neu entwickelt hatte um die V-8er herzustellen, die ihn noch reicher machen würde.

Dafür hatte Ford sich jedoch sehr genau mit Josef Stalins Familiengeschichte befasst. Schließlich wollte er sicher gehen, dass dieser nicht jüdischer Abstammung war, erst danach war er bereit gewesen, Verhandlungen zu beginnen. Unverhohlen hatte er längst seinem Antisemitismus Luft gemacht, hatte einschlägige Schriften herausgegeben als Serien in seiner eigenen Zeitung sowie als Buch mit dem Titel Der internationale Jude. Der Autokönig mit gehörigen Rücklagen, der tunlichst ohne Kredite auszukommen suchte, sah die Bankenwelt als Teil der „jüdischen Weltverschwörung“ an die er fest glaubte.

Bei seinem Sowjetgeschäft hatte der Herr Ford etwas übersehen, dachte Richard Mark Jackson – Dick, wie er am liebsten genannt wurde: Ford hat die Voraussetzungen nicht überprüft, sondern einfach angenommen, dass alles so sein würde wie in Detroit. Als ob, meinte Jackson, der sich nach seiner Schicht erleichtert die dicke Mütze über das helle Haar überstülpte, bevor er die Fabrik verließ, um sich durch die verschneiten Straßen der Industriestadt zu kämpfen. Nichts in der Sowjetunion konnte mit Detroit verglichen werden. Nizhny New York, wie Ford die Stadt Gorki genannt hatte, fehlte es an Allem, um den Detroiter Erfolg nachahmen zu können. Die vielen hunderte in den USA angelernten Amerikaner, die wie der als Ingenieur ausgebildete Jackson sich verzweifelt um eine Stelle in Russland in der tiefen 1930 Depression beworben hatten, hatten schnell festgestellt, dass Russen einer vorindustriellen Zeit angehörten. Unmöglich für viele der Bauernsöhne und das Stadtproletariat über Nacht zu lernen, mit modernem Werkzeug umzugehen. Sie arbeiteten langsamer am Fließband und waren dazu nicht an Teamarbeit gewöhnt. Den Amerikanern war es nach der Anfangsphase klar, dass sie in kurzer Zeit keine gut ausgebildete, disziplinierte Arbeiterschaft mit hoch motivierten



Verwaltern erzeugen konnten. Außerdem war Lieferungen des benötigten Materials nie pünktlich zu regeln, wie es eben Fließbandarbeit erforderte. Derartiges stimmte nicht ganz mit den Fünf-Jahresplänen der Sowjets überein. Stets eintretendes „stop-go“ bedeutete das Gegenteil einer gleichmäßigen Fließbandoperation.

Das Resultat war dementsprechend schlecht und vor allem für die Amerikaner frustrierend. Spannungen zwischen Russen und Amerikanern war unvermeidlich, so dass die Mehrheit der letzteren bald nach Hause geschickt wurden oder von allein gingen. Viele Amerikaner an anderen Orten waren ebenfalls vor 1937 nach Hause gegangen, nur zwei Dutzend waren in Gorki verblieben, Manager oder Ingenieure wie der 1908 geborene Richard Mark Jackson ließ diese zum Status von Consultant aufrücken. Dick hatte dazu in seiner Freizeit einen Geologiekurs belegt und gut bestanden.

Nun bin auch ich bereit zu gehen, sagte sich der breitschultrige Jackson, dessen gutes Aussehen und gutmütiges Wesen ihm stets Freunde gemacht hatten. Er duckte den Kopf, während er auf die letzte Ecke des Wohnhauses zusteuerte, in dem er seit seiner Ankunft hauste. Wie hatte er sich damals gefreut diesen Job zu bekommen! Sein Gehalt musste die Eltern sowie Frank und Lucy, die kleinen Geschwister, abgesehen von ihm selbst ernähren, nachdem das Hotel bankrott gegangen war, in dem der Vater gearbeitet hatte. Eine bezahlte Reise in die Sowjetunion, ein Monatsgehalt von \$250 verglichen mit \$140 in Detroit, mietfreie Wohnung zusammen mit einer Haushaltshilfe und 30 Tage Urlaub im Jahr, das war doch was! Dick hatte die Entscheidung nicht bereut – er hatte damals schließlich keine andere Wahl gehabt. Nun würde sein Bruder Frank bald das letzte Ingenieurexamen ablegen können, Lucy war bereits gut verheiratet, die Mutter lebte bei ihr, nachdem der Vater gestorben war.

Dick war seit langer Zeit unzufrieden gewesen. Es gab zu viele Probleme am Arbeitsplatz, dazu kam eine ständige Ablehnung der russischen Manager, die den Amerikanern den Misserfolg in die Schuhe schoben – und das Klima wurde dabei immer unerträglicher. Außerdem fand er die politische Lage zunehmend bedrückend. Er wusste, dass er nicht alles erfuhr was sich so zutrug seit August 1936, zur Zeit des ersten der Moskauer Prozesse gegen Zinoviev und Kamenev, zwei der ältesten von Lenins Genossen, sowie gegen 14 andere Bolschewiken. In *The Moscow News*, die 1931 gegründet wurde, war wenig darüber zu lesen. Jackson hatte nur erfahren, dass die Männer während des Prozesses zugegeben hatten, geplant zu haben die Parteiführer umzubringen, einschließend des geliebten Generalsekretärs Josef Stalin. Es wurde geflüstert, die Zugeständnisse seien einer ‚Sonderbehandlung‘ gefolgt, doch es wäre gefährlich gewesen, vor allem für einen Amerikaner das zu wiederholen.

Die dramatischen Prozesse der nächsten zwei Jahre waren erschreckend gewesen. Es war fast gefährlich ein Schriftsteller zu sein, angesichts der Anzahl, die zu den Verhafteten gehörten! So manche unter den Politischen, die der Stalin'schen Säuberung zum Opfer fielen, waren Juden, darunter Namen wie Osip Mandelstam und Benedikt Livshits. Dick war das bekannt dank seiner Freundschaft mit dem Manager Josef Beer, der Jude war und der eines Tages ohne Erklärung verschwunden war. Verhaftet, hatte es leise geheißt. Dick hatte es stark betroffen gemacht, er hatte Josef sehr geschätzt. Der hatte ihm einmal gesagt, der uralte Antisemitismus würde niemals ausgeschaltet werden. „Dieser Tage wird dieser immer wieder mit jener infamen Verleumdung einer Weltverschwörung gekoppelt“, hatte er mit schiefem Lächeln erklärt.

Das Ausmaß der Hingerichteten und Verschwundenen und der zu Unrecht Verurteilten war überwältigend. Dick versuchte nicht daran zu denken. Er wusste: hunderttausende Verurteilte wanderten mit Millionen Krimineller in die neuen Arbeitslager, Gulag vom Volk genannt.

Die Angst der Bevölkerung, das stets gegenwärtige Misstrauen waren greifbar – verständlich auf Grund der Erpressung unter Folter sowie bössartiger Verleumdung. Jeder vertraute nur sich selbst. Seit 1937 waren die Grenzen der Sowjetunion versiegelt. Der junge Jackson wusste, dass die Mehrheit der Amerikaner vor 1935 die Sowjetunion verlassen hatten. Es befanden sich nur noch etwa 2 000 Amerikaner im Land. Ihm war bekannt, dass lediglich eine Minderheit überzeugte Sozialisten war, die anderen hatten sich um Posten im Erziehungswesen oder für die neuen Industrien beworben. Wie eben bei Ford, wo zu Beginn eintausend Amerikaner angeheuert waren, von denen die Mehrheit die Jobs als vorübergehend ansahen. Trotzdem kochte seit etwa zwei Jahren die Gerüchteküche mit Geschichten von Verleumdungen und Verhaftungen auch unter dieser Gruppe.

Bald geht mich Stalins Größenwahn, sein Kampf gegen Bauern, vermutete Rivalen und Kritiker, alte Bolschewiken und der Rest nichts mehr an, sagte sich Jackson grimmig. *Goodbye* – nicht auf Wiedersehen Gorki an der Wolga! Kalifornien, hier komm ich! Er hatte den Vorgesetzten seine Absicht bereits vor zwei Monaten erklärt und formell gekündigt. Zwei Tage später war er zu einem der obersten Manager gerufen worden, der ihn fragte, warum er eine Anti-Sowjet Haltung eingenommen hätte. Jackson hatte lächelnd geantwortet, dass dies keinesfalls so sei. Er wollte jedoch gern seine Familie wiedersehen, er hatte nie geplant, sein ganzes Leben außerhalb der Staaten zu verbringen. Der Manager hatte ihn unterbrochen. Hatte gesagt, Sie wissen doch, dass Sie hier gebraucht werden, Ihre Arbeit ist wichtig. Richard hatte sich für die gute Meinung bedankt, hatte jedoch erklärt, sein junger Assistent Viktor Wolkow sei sehr gut eingearbeitet.

Jackson konnte nichts von dem kurzen Gespräch ahnen, dass zwischen diesem Assistenten – der wiederum nicht wusste, dass Jackson gekündigt hatte – und dem oberen Manager stattgefunden hatte. Er wusste recht wenig über Viktor Wolkow, der ihn stets zu unterwürfig behandelte, obwohl Dick ihm oft zu verstehen gegeben hatte, dass er das nicht besonders schätzte. Ihm war bekannt, dass Wolkow in Leningrad 1914 geboren wurde, nur einen Volksschulabschluss hatte und alles was er vom Autobau wusste, am Fließband gelernt hatte. Er war als Achtzehnjähriger der Kommunistische Partei der Sowjetunion (KPdSU) beigetreten. Wolkow war nach verhältnismäßig kurzer Zeit zu Dicks Assistent aufgerückt, hatte sich trotz Jacksons Bedenken gut eingearbeitet. Er war eher faul, dabei gleichzeitig ehrgeizig und seinem Vorgesetzten gegenüber stets beflissen freundlich. Im Gespräch mit dem Manager jedoch zeigte er sich von einer anderen Seite.

„Er ist oft ungeduldig“, hatte Viktor bemerkt: „Die Amerikaner denken, sie sind besser als wir Russen!“ Hämisch hatte er hinzugefügt: „Vor allem die Juden.“

Der Manager wurde hellhörig. War Trotsky nicht Jude, wie so viele der Hingerichteten und Verhafteten? „Jackson ist Jude?“

„Was sonst? Derartige Namen – Jackson – Jacobson...“ Richards baptistische Eltern sowie die anderen protestantischen Vorfahren wären erstaunt gewesen.

Viktor war seit langem auf Jackson eifersüchtig. Wegen seiner Qualifikation, seiner allgemeinen Beliebtheit – und seines Erfolgs bei Frauen, vor allem bei einer Frau, die Viktor abgewiesen und später eine Liebschaft mit Dick eingegangen war. Er selbst hatte seinen Posten einem Onkel zu verdanken, einem guten Parteifunktionär, der ihn ihm verschafft hatte. Viktor Wolkow hatte seit einiger Zeit kleine Lügen über Richard Jackson gestreut. Er würde zu viel trinken. Keine Frau sei vor ihm sicher. Und dabei beschwerte er sich über die langsamen Lieferungen, wo er und die anderen Amerikaner doch diejenigen waren, die das Projekt sabotierten!

Es war streng geheim und niemand bekannt, dass Viktor seit einiger Zeit ein guter Informant des *Naródnny Komissariát Vnútrennikh De* (NKWD) geworden war. Was seiner Karriere keineswegs schadete.

Zurück in seinem Büro hatte der Ingenieur Jackson eine Kopie seiner Kündigung an den hohen Manager geschickt. Er war überzeugt, dass bald ein Visum für ihn ausgestellt würde. Schließlich hatte er vor zwei Monate seinen Antrag an die Botschaft gestellt, mehr wie Zeit dieses auszustellen. Doch als Dick die bescheidene Wohnung betrat und Adas Gesicht sah, wusste er, dass er erneut enttäuscht sein würde. Die um zehn Jahr ältere Haushälterin, die ihm ehrlich zugetan war und seit langem sein Schlafzimmer teilte - wobei er annahm, dass sie dem NKWD über ihn berichten musste - sagte nur, eine heiße ukrainische Borschtsuppe würde auf ihn warten.

Weder Ada noch Jackson konnten wissen, dass die Moskauer Konsulatsbeamten eine schlechte Meinung von Amerikanern in der Sowjetunion hatten. Sie hielten sie für überzeugte Kommunisten, obwohl die Mehrheit wie Jackson sich überhaupt nur aus wirtschaftlichem Zwang im Land befand. Verächtlich verschlammte man im Konsulat oft die Visa-Anträge oder bearbeitete sie überhaupt nicht.

Sie wurden nicht gerügt. Ironisch wie es war, hatte der amerikanische Botschafter Joseph Edward Davies, der bald das Land verlassen würde, eine hohe Meinung von Joseph Stalin. Er tat alles, um sich bei ihm und den Behörden lieb Kind zu machen. Er hätte Mussolinis Urteil nicht geteilt, der nach dem Einfall der Roten Armee in Polen sagte: „Der Bolschewismus ist tot. Anstatt dessen herrscht eine Art slawonischer Faschismus.“ Dem amerikanischen Botschafter sowie seiner wohlhabenden Frau gefiel es in Moskau. Nach ihrer Rückkehr nach Hause waren sie stolz auf ihre russische Kunstsammlung. Über Josef Stalin hatte Davies geschrieben, er sei ein starker Kopf, gesetzt und weise, mit gütigen, sanften Augen, auf dessen Schoß ein Kind sitzen oder ein Hund sich zu ihm schleichen könnte.

Stalin hatte 1937 eine Rede gehalten, in der er “Strandräuber” wie er Aufmüpfige beschrieb sowie Spione verantwortlich machte, die angeblich in jede Organisation tätig seien. Vor allem Amerikaner, die in den neuen und leider ineffizienten Fabriken arbeiteten, wurden als “Strandräuber“ angesehen. Diejenigen, die nach 1935 noch im Land waren, waren gefährdet, oft ohne sich dessen bewusst zu sein.

Es wurde nicht umsonst gesagt, dass Diebe, Huren und die NKWD meistens nachts tätig waren. Richard Jackson, der 27jährige Consultant, wurde eine Woche nach seinem Gespräch mit dem Manager in den frühen Morgenstunden durch heftiges Klopfen aus dem Schlaf gerissen. Vier Männer stürmten in die Wohnung, nachdem Ada sich hastig zitternd einen Schal umgeworfen und die Tür geöffnet hatte.

Sie brauchten kaum mehr als Jacksons Bestätigung, dass dies sein Name war, ehe sie ihn aufforderten, sich anzuziehen und mit ihnen zu kommen. Erneut hatte er keine Wahl. Er tat was ihm befohlen wurde, schlüpfte

hastig in Hosen, Pullover, Stiefel, schob die Geldtasche in den hastig überworfenen Mantel und ging, Ada als heulendes Häufchen Elend zurücklassend.

Wolkow konnte leicht in Jacksons Schuhe schlüpfen. Doch nicht für lang. Er erkannte, dass das Ford Projekt zum Misserfolg verurteilt war. Wieder half ihm seine verwandtschaftliche Verbindung sowie seine Parteiangehörigkeit, sodass er im folgenden Jahr ins Bergwerkministerium versetzt wurde. Dort schloss er neue Freundschaften, die sich nicht nur mit der Planwirtschaft verstanden, sondern auch wie man sich mit der weit verbreiteten Kriminalität arrangiert- den „Dieben im Gesetz“ wie sie genannt wurden. Der Geheimdienst kontrollierte auch diese. Viktor hatte dafür jedes Verständnis und arrangierte sich reibungslos. Nachdem er die Tochter eines NKWD Unteroffiziers geheiratet hatte, besaß er die richtigen Karten für eine erfolgreiche Zukunft. Bei der Geburt im Jahr 1940 seines Sohn Sergey standen die Sterne für Viktor sowie für seine Nachkommen recht günstig.

## Norilsk, 1942

### Amalia

Draußen war es dunkel wie in der Nacht, obwohl es zwölf Uhr Mittag war, wie das Mädchen wusste, das in der Hütte hockte und im Licht einer Kerze mit steifen Fingern zu schreiben begann. So dunkel, wie es morgen auch sein würde. Das gehörte zum Winter in Norilsk, genau wie der durch die Straßen tobende Schneesturm. Norilsk, die nördlichste Stadt auf Erden, 400 km vom Nordpol entfernt, lebte zwei Monate in Finsternis, acht bis neun Monate ganz schneebedeckt. „Wenn der erste Sonnenstrahl erwartet wird, strömt alles zum Yenisei Fluß, um diesen willkommen zu heißen!“ bemerkte sie. Kein Wunder, da Wind, Schnee, Kälte, Hunger ewige Begleiter der Stadtbevölkerung während des langen Winters waren. „Kälte hatte sich längst tief in jeden Knochen eingebohrt“, schrieb das Mädchen: „Im Winter kann der Thermometer bis minus 55 Grad Celsius fallen, der Jahresdurchschnitt liegt bei minus 10 Grad Celsius. Im Sommer dagegen leben wir mit 24 Stunden erbarungslosem Tageslicht.“

Die sechzehnjährige Amalia merkte kaum, wie sehr sie hustete, während sie neben einem kleinen Kohlenfeuer kauerte. Holz gab es nicht genug in diesem Gebiet der Tundra in dem keine Bäume wuchsen. Sie war an die verpestete Luft in dieser Hölle auf Erden gewohnt, die durch die ätzenden Chemikalien der Fabriken und Bergwerke verseucht war „wie die Seele der Menschen, die diese erschaffen haben!“, wie sie schrieb.

Wann hat das für mich begonnen, fragte sie sich? Sie wusste es nicht mehr. Sie hatte sich

vor wenigen Tagen beschlossen alles aufzuschreiben, was sie erlebt hatte. Kein Tagebuch, dafür hatte sie weder Zeit noch genug Papier, das hatte sie sich von ihrer mütterlichen Freundin beschaffen können. Doch sie dachte, eines Tages wird jemand lesen, was sie geschrieben hatte. Und dadurch würde der Leser erfahren, wie es uns ergangen ist in den Ländern der zwei Tyrannen: erst in unserer Heimat - danach im Land, das Friede und Freude für alle bringen wollte. Zwei Länder, die Völkermord verübten. Die Millionen in Unheil, Elend und die Welt ins Unglück stürzten.

Den Stift in den eiskalten Händen haltend, begann sie mit dem letzten Tag jener Zeit, die sie ‚damals‘ nannte, als sie versuchte ihrer Mama zu helfen. Dabei hatte sie stets der Gedanke begleitet: sie hat doch nichts getan! Das hatte sie wiederholt, um sich Mut zu machen, während sie schwitzend in der prallen Sonne vor dem breiten Gebäude in der Schlange gestanden hatte, das Paket mit frischer Wäsche und dem Essen in den Armen, wie jeden Tag, seitdem sie erfahren hatte, wo ihre Mutter war. Jeder vor und hinter ihr war ähnlich beladen, war wie sie bleich und zittrig nach den langen Stunden gewesen. Manchmal hatten sie sich einige Schritte bewegt, waren der Tür nähergekommen, hinter der ein Schalter lag, wo man manchmal das Mitgebrachte abgeben durfte. Nach dem Ergehen des Gefangenen zu fragen hatte wenig Zweck, man erhielt darauf nie eine Antwort.

Immer kehrte derselbe Gedanke zurück: sie hat doch nichts getan! In jener Nacht in Deutschland, in Amalias Geburtsland, da hatte ihre Mama dasselbe laut geschrien „er hat doch nichts getan!“ Männer in langen Mänteln hatten sie und das Kind an der Tür beiseite geschoben, um in Papas Arbeitszimmer zu rennen und zu brüllen, er sei verhaftet.

Natürlich hatte er was getan, schon damals als kaum Achtjährige hatte Amalia, 1926 geboren, das irgendwie verstanden: Papa war in der falschen Partei gewesen. Ludwig Hermann war bekannt als engagierter Schriftsteller und ein beliebter Politiker. Egal, dass er in letzter Zeit kaum ausgegangen war, er war krank gewesen, nur Freunde waren zu Besuch gekommen, Mama war diejenige die regelmäßig das Haus verlassen hatte. Sie hatten ihn bereits zur Tür geschleppt, einer musste ihn geschlagen haben, Amalia hatte gesehen, wie Blut aus den Lippen in seinen Bart tropfte. Sie hatte noch gesehen, wie Mama einen Mantel von der Garderobe gerissen und ihn dem Papa umgehängt hatte, die Häscher hatten es zugelassen.

Dann war er weg gewesen. Später, da waren Amalia mit der Mutter nicht mehr im Land, wurden an einem Tag viele Tausende verhaftet, wie sie irgendwann erfuhren. Einige waren damals nach Wochen freigekommen. Die Gestapo hatte gewusst, wen sie verhaftet hatten, vor allem jene Reichen, auf die sie eifersüchtig waren und deren Geschäfte, Immobilien, Vermögen sie stehlen wollten, arisieren wie sie es nannten. Mit Hilfe von Gesetzen wie „Reichsfluchtsteuer“ oder „Judenvermögensabgabe“. Nachdem die Männer zum Verkauf und Enteignung zugesagt hatten, waren sie gezwungen worden, das Land zu verlassen.

Personen wie Amalias Papa, die nicht wegen ihres Besitzes in Lager verschleppt wurden, sondern wegen ihren Ideen, ihren Werten und ihrer Opposition - die waren schon längst aufgegriffen und hinter Gittern gebracht worden.

Mama und Amalia erfuhren nie, wie es Papa ergangen war. Eines Abends war einer der Genossen erschienen, abgemagert und mit geschorenem Kopf. Er hatte mit Amalias Mama gesprochen. Einige Tage später war ein offizieller Bescheid gekommen, Papa sei auf der Flucht erschossen worden. Mama hatte schon längst für alles vorgesorgt, wie Amalia schrieb. Mit Hilfe der Genossen waren sie noch in derselben Nacht über die Grenze geflohen. Auf Umwegen endlich in Moskau angekommen.

Zuerst war alles gut gewesen. Man hatte sie willkommen geheißen. Mama hatten mit Genossen Kontakt gehabt. Die Führung hatte sie ins Haus der Emigranten geholt, dem Hotel Lux. Mama hatte zwei Jahre für wichtige Parteifunktionäre im Haus gearbeitet, Amalia wurde mit anderen Kindern der Emigranten, die im Hotel wohnten zur Schule geschickt. Mama hatte sich langsam von Papas Verlust erholt. Sie war meistens guter

Laune gewesen, überzeugt von allem was in diesem Land geschah, sie hatte hoffnungsvoll der Zukunft entgegengesehen.

Mama hatte die Aktion im Agrarsektor, die Kollektivierung der Bauern, zu Beginn der 30er Jahre für richtig gehalten, obwohl sie die grausame Hungersnot bedauerte, die diese ausgelöst hatte. Eine solch riesige Umwälzung in diesem riesigen Land forderte Opfer, hatte sie erklärt, es würde sich alles zum Besseren wenden, wie konnte es anders sein.

Es konnte anders sein und wurde anders! Amalia hatte zugehört, während die Freunde über die Moskauer Prozesse gegen alte Genossen geflüstert hatten, die bereits stattgefunden hatten und anscheinend weiter stattfanden. Die Funktionäre im Hotel hatten erklärt, sie hätten die Berichte gelesen und die Geständnisse studiert und seien überzeugt, die Angeklagten seien zurecht als Dissidenten verurteilt worden. Diese hätten große soziale Unruhe entfacht.

Doch dann war Dimitri verhaftet worden, Papas Mentor, Mitglied des Komintern, von dem er immer sagte, er würde für dessen Integrität die Hand ins Feuer legen. Dieser war tief in Ungnade gefallen und war seines Postens enthoben worden. Mama hatte davon gehört und hatte ihn vor der Verhaftung besucht, er lebte in einem Zimmer mit seiner Frau in einer Kollektivwohnung. Dimitri hatte ihr geraten, ihn sofort zu verlassen, sie würde sich verdächtig machen. Verstört hatte sie getan, was er ihr riet, aber sie sagte dann, das sei doch Quatsch und war einige Tage später zum zweiten Mal die engen Stufen hinaufgegangen. Als sie nach Hause kam, hatte sie gesagt, die Wohnung sei leer gewesen, die Tür mit Brettern vernagelt.

Mama war tapfer, schrieb Amalia. Und schön! Sie hatte Mamas lange dunkelbraune Haare geliebt, die sie gern kurz geschnitten trug – Bubikopf hatte sie es genannt – ihr herzförmiges Gesicht, die lachenden Augen. Mama hatte oft versucht, Amalia zum Lachen zu bringen, hatte gemeint, sie sei zu ernst für ihr Alter.

Nach dem zweiten Besuch bei Dimitri war alles sehr schnell gegangen, erinnerte sie sich. Immer mehr Bekannte wurden verhaftet, es war recht erschreckend. In der Schule redeten die Emigrantenkinder kein Deutsch mehr. Redeten überhaupt kaum noch miteinander. Was hatten diese Emigranten getan, die Parteigenossen, die vor der Naziverfolgung geflohen waren? Mama hatte versucht, mit Genossen darüber zu reden. Sie hatte einer kleinen Gruppe angehört, die schon zu Hause zusammen gewesen waren. Alle lebten nun in Angst. Manche hatten anderen nicht mehr getraut, hatten die Tür nicht mehr geöffnet, selbst – nein, wenn – alte Freunde davorstanden.

Amalia hatte damals nicht gewusst und hätte es wohl auch nicht richtig begriffen, dass einer der Ankläger in den furchtbaren Prozessen einmal erklärt hatte: „Tod der Bande, die ihre furchtbaren Zähne vor dem Volk verbergen, ihre Adlerklauen! Nieder mit dem Geier Trotsky, aus dessen Maul blutiges Gift tropft, das die großen Ideale des Marxismus vergiftet... Last uns die wahnsinnigen Hunde des Kapitalismus ausrotten!“

Dimitri – Dina – Mama: Amalia hätte sie nicht als Hunde des Kapitalismus erkennen können. Genau wie sie nicht begriffen hätte, warum Metereologen der Sabotage angeklagt wurden, weil sie schlechtes Wetter voraussagten, angeblich, um die Moral des Volkes zu sabotieren.

Von einem Treffen mit den übriggebliebenen Freunden war Mama nicht mehr zurückgekommen. Das Mädchen war verzweifelt gewesen. Keiner der ehemaligen Vorgesetzten der Mutter hatten ihr geholfen. Sie kannte sich

einigermaßen aus, ihr Russisch war fließend, inzwischen war sie zehneinhalb und groß für ihr Alter. Sie war von einer Behörde zur anderen gelaufen. Erst nach einer Woche hatte sie verstanden, dass – wenn auch nicht warum - die Mama wie die anderen vom NKWD, dem Kommissariat für interne Angelegenheiten, der Geheimpolizei - festgenommen worden war. Irgendwann, viel später, hatten sie erfahren, dass man sagte, sie seien Terroristen und Spione, Mitglieder einer fünften Kolonne, die eine zukünftige Kriegsführung sabotieren würde.

Amalia war aus der Schule geholt worden. Sie hatte das Hotel verlassen müssen. War in einem verwanzten, stinkigen Haus untergebracht worden mit anderen Unerwünschten, Mitgliedern von Minoritäten genau wie die deutschen Emigranten. Zwei Frauen, deren Männer dem polnischen Komintern angehört und verhaftet worden waren, hatten sich um das Mädchen gekümmert. Eine hatte keine eigenen Kinder, das Baby der zweiten war kurz nach seiner Geburt gestorben. Zu seinem Glück, wie Dina, seine Mutter einmal schluchzend sagte.

An jenem Tag des Wartens hatte Amalia sich Schritt für Schritt der Tür, dem ersehnten Schalter genähert. Irgendwann hatte sie davorgestanden, hatte tiefliegende brillen-umrandete Augen durch den Schlitz gesehen. Es waren nie dieselben Augen. Sie hatte Mamas Namen genannt, war nicht weitergekommen. Eine Seitentür hatte sich geöffnet, eine Frau hatte ihr mit einer Kopfbewegung gezeigt, dass sie zu ihr kommen sollte. Aufgeregt hatte sie sich umgedreht, wollte zu der Frau, aber ein alter Teppich oder Matte war im Weg gewesen, sie war gestolpert und gestürzt, ihre Stirn war auf die Kante des Schalters geschlagen.

Sie hatte eine schwere Kopfverletzung erlitten, hatte dadurch eine große Gedächtnislücke zwischen dem Sturz und vor der Abfahrt in die Hölle der Arktis. Man hatte sie zurück ins Haus gebracht, wo die Frauen sie gesund gepflegt hatten.

Amalia kitzelte weiter. Sie hatte sich an den Raum erinnert, aus dem sie mit anderen Frauen zum Zug gebracht worden war. Sie war mit der Polin Dina aus dem Haus geholt worden. Diese hatte behauptet sie sei Amalias Mutter, wie sie ihr auf schlechtem Deutsch zugeflüstert hatte. Viel später hatte sie dem Kind erklärt, die Mama würde nicht zurückkommen. Was die Frau im Gefängnis ihr sagen wollte, hatte nie jemand erfahren. Kaum war Amalia wieder auf den Beinen, als jeder im Haus festgenommen wurde, jede und jeder wurde von einer NKWD Troika wegen Konterrevolution angeklagt. Sie wurden für schuldig befunden, Dina war wegen Sabotage zu sieben Jahre in Sibirien verurteilt worden. Mit Recht hatte sie befürchtet, dass Amalia allein nicht zurechtkommen würde. Es war anzunehmen, dass sie in eines der trostlosen Kinderheime gesteckt würde, in dem sie verkommen wäre. Amalia war Dina dankbar, sie schauderte über die Vorstellung, was ohne sie geschehen wäre! Irgendwann wäre sie auf der Straße gelandet, wäre kriminell geworden, hätte sich verkaufen müssen, um zu überleben wie die meisten Prostituierten.

Dina wurde es erlaubt, ihre angebliche Tochter mitzunehmen, die sie als fast dreizehnjährig ausgab. Liebe, geliebte, einmalige Dina, schrieb Amalia, wohlwissend, dass diese nicht ahnte, was sie in Norilsk erwarten würde. Dina konnte nicht wissen, dass am Fuß der Putoran Berge einige der größten Nickel Vorkommen der Welt entdeckt worden waren. Dass sich weitere Bodenschätze in den Bergen befanden wie Kohle, Kupfer, Kobalt und andere Metalle. Dina konnte unmöglich voraussehen, dass der Gulag, das Arbeitslager erst errichtet werden musste, um den Bergbau und das Schmelzen von Metallerzen, die gesamten industriellen Vorgänge überhaupt zu ermöglichen. Die ersten der Gulag Sklaven am Ort waren gezwungen gewesen, das Lager zu

erbauen, ohne richtige Kleidung für die Arbeit oder das Klima. Erst danach wurden die Bodenschätze trotz der beschwerlichen Lage abgebaut. Hunderttausende waren verdammt in Norilsk einen elenden Tod zu sterben. Überarbeitet, in windigen kaum erwärmten Hütten untergebracht mit unzulänglicher Bekleidung, ungenügender Ernährung und schlechter medizinischer Versorgung. Alle Gulag Gefangenen darben. Die Todesrate in den Gulags war vier bis sechsmal höher als in anderen Teilen der Sowjetunion.

Nach der Verurteilung durfte jeder Gefangene ein Bündel mit eigenen Sachen mitnehmen. Dina hatte Kleider, Bücher, Schulsachen für Amalia gepackt sowie alle Kleider und anderes, das der Mama gehört hatte, was später sehr nützlich gewesen war.

Amalia erinnerte sich ebenfalls an die schreckliche Zugfahrt. Während der furchtbaren Reise hatte Amalia den Unterschied zwischen politischen Gefangenen und Kriminellen kennen gelernt. Dina hatte darauf bestanden, dass sie stets auf ihren Bündeln schliefen, Diebe würden darauf lauern, sie zu bestehlen. In der Tat wachte das Kind mehrmals auf, weil eine Hand an einem Bündel herumgefummelt hatte. Die begleitenden Wächter hatten stets ein Wort, einen Scherz für Kriminelle. Zu den Politischen waren sie streng und abweisend. Kein Krimineller hätte einen Finger für Politische krumm gemacht, sie mussten zäh um eine Ecke im Zug kämpfen, während die andern stets für einen Dieb, eine Hure, ja selbst für einen Mörder Platz machten.

Der KGB, Nachfolger der NKWD war für das Gulag-System verantwortlich, doch sie verwalteten dieses mit Hilfe der Führer der Kriminellen.

Die Politischen merkten bald, dass Letztere einen Sonderstatus besaßen, sie wurden einfach anders von den Wächtern behandelt. Eingepfercht zwischen diesen ihnen feindlich Gesinnten, fuhr die kleine Gruppe politischer Gefangenen viele tausende Kilometer. Öfters mussten alle aussteigen und zu einem anderen Zug laufen. Manchmal wurde eine Gruppe abgezweigt, um zu einem nahen Lager gebracht zu werden. Zuletzt waren nur die Häftlinge für Norilsk übrig. Diese waren auf ein Flussboot geladen worden, um die letzten 2 000 Kilometer über den Yenisei Fluss zu dem Hafen Dudinka zu fahren, von dort aus mit dem überfüllten Zug in das noch nicht fertig gebaute Lager. Es war im Sommer, denn Dudinka war im Frühling stets geschlossen, da der Yenisei wie alle Flüsse in Sibirien über die Ufer trat, wenn das Eis auftaute.

Die Gefangenen erreichten Norilsk in strahlender Sonne, ohne zu wissen, wie wenige sonnige Tage sie noch erleben würden! Dieses neu entstehende Lager und zukünftige Industriestadt am Fuß der bis 1 700 Meter hohen Berge, lag über dem arktischen Kreis 250km östlich des Yenisei Flusses und südlich der Taymyr Halbinsel. Wie Amalia später erfuhr, erlitt Norilsk 280 Tage lang eine eisige Kälte, an die sich ihre Körper gewöhnen mussten, genau wie an die Schneestürme, die mit riesiger Geschwindigkeit etwa 130 Tage durch die Straßen fegten.

Amalia dachte wieder an Dina Kowalski. Diese kleine Frau mit den traurigen Augen, dünnem Haar und großem Herzen die um etwa zehn Jahre älter als ihre Mama war und die ihr zur geliebten Ersatzmutter wurde. Wir brauchten uns gegenseitig, dachte sie, aber ich brauchte sie mehr wie sie mich. Ohne Dina wär' ich nicht mehr am Leben.

Sie waren nach der Ankunft in eine der festen Holzhütten eingewiesen, die wie alle Gebäude auf einem dicken Betonboden wegen der Kälte gebaut war. Sie teilten den Raum mit acht anderen Frauen und hatten kaum Zeit



sich zurechtzufinden, bevor sie zur Arbeit angetrieben wurden. Die Ankömmlinge sollten beim Bau des Lagers helfen, doch ab November konnte wenig im Freien getan werden. Norilsk sollte nach der Entdeckung des dortigen Metallurgie-Komplexes zum Zentrum des Norillag Gulag Lagersystems werden.

Dina hatte das Mädchen beschützt, indem sie es nie allein ließ, selbst bei der Arbeit war sie stets an ihrer Seite. Zu Beginn konnte das Kind wenig mehr tun als Material zu holen, doch da dies dem gesamten Team zugutekam, wurde sie von den Kriminellen toleriert. Dina war erleichtert. Eine Politische hatte ihr im Zug flüsternd erklärt, dass professionelle Kriminellen von den Aufsehern verstanden und bevorzugt wurden. „Die Behörden fürchten sich vor uns“, hatte sie gesagt: „Sie glauben, wir könnten eine Rebellion in Lagern anzetteln! Sie paktieren mit der Kriminalität.“ Dina hatte längst selbst erkannt, dass die Warnung gerechtfertigt war. Die Kriminellen, die den Status ‚Diebe im Gesetz‘ genossen, waren in der Tat im Lager tonangebend, ihre Führer arbeiteten in der Verwaltung und genossen viele Privilegien.

Amalia hatte begriffen, dass Dina alles tat, um sie vor Belästigung der oft streitsüchtigen Frauen – und vor allem vor gierigen Männern zu schützen. Dina hatte mit Angst gesehen, wie Wärter und Gefangene lüsterne Blicke auf das heranwachsende Mädchen warfen. Dina stülpte ihr alte Lumpen über, schnitt ihr selten die Haare, versuchte, sie unattraktiv zu machen. Sex spielte eine große Rolle im Lager. Nach und nach hatte jede der Frauen ihren Beschützer unter den Wärtern, sowie unter den Anführern und Mitgliedern der Diebe im Gesetz. Langsam verstand auch Amalia, worum es ging, und dass die Frauen sich durch Geschlechtsverkehr etliches erkaufte.

Nur Dina und Amalia blieben allein.

Noch schlimmer als die Kälte war der ewige Hunger, schrieb Amalia. „Es gibt nie genug zu essen. Krankheit und Sterben stellten sich bald nach der Ankunft ein. Viele der Gefangenen aus anderen Lagern waren bereits krank als sie ankamen. Täglich sind Gefangene gestorben. Im Sommer wurden die Gräber schon im Voraus ausgehoben, im dunklen Winter war die schneebedeckte Erde hart gefroren wie Stein.“

Sie beschrieb, dass einige Gefangenen total verwahrlost, kaum Menschen mehr ähnlich waren mit ihren verschmutzten Körpern und verlausten, wirren Haaren. Diese züchteten Ratten, Mäuse, selbst Hunde zum Essen und wurden von anderen gemieden. „Nach dem Einfall der Deutschen wurde die unzulängliche Nahrung zur Katastrophe. Nahrung war bereits 1941 knapp gewesen, nun sind wir im zweiten Winter des Krieges, man sagt das ganze Land leidet unter Hungersnot, hier im Gulags verhungern die Gefangenen.“ Das war ein Grund, der Amalia bewogen hatte, über ihre Leidensgeschichte zu schreiben. Sie glaubte, dass sie den Krieg vielleicht nicht überleben würde.

Auch in diesem schrecklichen Winter wurden die Kriminellen bevorzugt. Kein Zufall natürlich. Die Kriminalität des Zarisismus hatte sich unter Stalin ausgeweitet, organisiert und war professionell geworden. Die Diebe im Gesetz besaßen einen bestimmten Verhaltenskodex und eigene Regeln. In den Gulags befanden sich drei Gruppen: erstens Diebe im Gesetz, dann die kleineren Kriminellen „kulaks“ genannt, die etwa gegen „ukase“ - bestimmte Arbeitsdisziplin - verstoßen hatten und drittens die Politischen. Wie in anderen Lagern waren in Norilsk die Anführer der Diebe im Gesetz wortführend. Dina und Amalia waren die einzigen Politischen unter der Frauengruppe in der Hütte vor dem Deutschland-Sowjet Friedenspakt. Das Kind lernte, seinen Teil der

harten Brote oder Suppe zu verteidigen. Gute Manieren, die Mama ihr beigebracht hatten, waren längst vergessen.

Sie und Dina waren noch kein Jahr im Lager gewesen, als zwischen Stalin und Hitler Frieden geschlossen wurde und einige deutsche Emigranten ins Lager gekommen waren. Diese waren plötzlich als Gegner des deutschen Führers zu den vermeintlichen Feinden Stalins geworden. Durch Zufall war Amalia einen Mann namens Konrad Mühlheim begegnet, der mit ihrer Mama im Hotel Lux gearbeitet hatte. Er hatte vor seiner Emigration ein progressives Buchgeschäft in Hamburg geführt. Amalia hätte ihn nicht erkannt, aber er hatte gestutzt, als er das Mädchen in einer Schlange sah, die um Brot anstand. Später erklärte er zu ihrer Freude, sie sei ihrer Mutter sehr ähnlich. Er sprach sie auf Deutsch an und fragte: „Bist du nicht Paulines Tochter?“ und als sie bejahte, stiegen ihm Tränen in die Augen.

Für Amalia war es ein Glück. Mühlheim begann, Amalia zu unterrichten, wenn er nicht zu erschöpft war. Oder zu krank. Krankheit ging an keinem Gefangenen vorbei. Amalia saugte alles auf, auch Englisch, was Mühlheim gut beherrschte, da er ein Semester in Amerika verbracht hatte. Amalias Mama hatte sie in Deutschland an ihrem Englischunterricht teilnehmen lassen, vor Papas Verhaftung hatten sie geplant, nach England auszuwandern. Mama war eine geborene Brenner, die Familie hatte jüdische Vorfahren, einer – ihr Großvater? - hatte sich taufen lassen, doch für die Nazis war sie jüdisch verseucht. Die Brenner hatten Verwandte namens Löw, eine große Mishpoche, zum Teil eine Bankerfamilie hatte Mama gesagt, einige waren nach England ausgewandert und waren bereit, ihnen behilflich zu sein.

Das war dann weggefallen. Nach Papas Tod.

Durch Konrad Mühlheim freundeten sich Dina und Amalia mit seiner Partnerin an. Helga Schröder war Ärztin und hatte als glühende Idealistin nach ihrem Studium beschlossen, einige Jahre in der Sowjetunion zu arbeiten, um zu helfen das neue Gesundheitswesen zu entwickeln. Die breithüftige Frau war ein Bündel von Energie. Sie hatte seit Ende der 20er Jahre unermüdlich in einem Moskau Krankenhaus gearbeitet, bevor sie wie andere Emigranten unverständlicherweise als Feindin angesehen und in den Gulag transportiert wurde. Sie arbeitete im Lagerkrankenhaus und wie das gesamte Gesundheitspersonal war sie überfordert. Es war schwierig, nein, fast unmöglich, ohne richtige Ausrüstung und ungenügend Medikamente die Gefangenen zu verpflegen. Fast jeder war chronisch krank, das Krankenhauspersonal konnten nur versuchen, so viele Todesfälle zu vermeiden wie möglich. Die täglichen Verluste stumpfen uns ab, sagte Dr. Schröder traurig.

Ohne Helga Schröder wären Amalia und Dina nicht in diesem harten Winter zurechtgekommen. Es war die Ärztin, die über die Rolle der Kriminellen bestens Bescheid wusste. „Es ist unglaublich, aber man sagt, die Behörden haben fast seit der Gründung der Lager stillschweigend einen Pakt mit den Kriminellen geschlossen. Starke Bandenführer genießen unter anderem das Privileg, nicht wie andere schufteten zu müssen, sie sollen für Disziplin und Ordnung sorgen,“ erklärte Dr. Schröder: „Für uns Politische haben sie nur Verachtung!“

Dina nickte zustimmend. „Es gibt diese nicht zugegebene Abmachung mit der kriminellen Welt auch außerhalb des Lagers“, sagte sie: „Kriminalität ist nicht mehr einzudämmen. Bestimmte Anführer sind zu einer angesehenen Klasse geworden, die innerhalb des organisierten Verbrechens für Ordnung verantwortlich sind. Alle Kriminellen befolgen den Kodex ihrer Klasse. Im Lager gelten wir für sie als Volksfeind.“

Doch eine Ärztin besaß Autorität, sie war unentbehrlich, auch für Kriminelle und war dadurch unter Schutz gestellt. Das bedeutete, dass Frau Dr. Schröder Zugang zu besserer Nahrung als die Mehrheit hatte und diese mit ihren Freunden teilte. Trotz chronischer Übermüdung hatte sie stets Zeit für Dina und Amalia, die sie täglich mit zusätzlichem Essen versorgte. Dina war im ersten Winter von einem Husten befallen, der sie furchtbar quälte und den sie nie mehr los wurde. Manchmal bekam sie einen dermaßen heftigen Anfall, dass sie sich übergeben musste. Selbst die Wärter verstanden, dass Dina nach einem schlimmen Anfall zu schwach war, um zu arbeiten. Helga tat, was sie konnte, um Dinas chronisches Leiden zu lindern, der die zart gebaute Frau so oft schüttelte.

In diesem furchtbaren Winter war Dina nicht die einzige Kranke in der Hütte. Jeder litt unter der Hungersnot. Eine junge Frau namens Ella, die wegen Diebstahls in den Gulag gekommen war, wurde schwanger, dazu erkrankte sie schwer an Diarrhöe. Amalia half ihr, soviel sie konnte sich sauber zu halten. Als sie wieder Nahrung zu sich nehmen konnte, gab sie ihr von ihrem Essen ab, wofür sich Ella mit überschwänglicher Zuneigung bedankte.

Amalia dachte nach. Sie musste bei dem Gedanken lächeln, dass nicht alles immer trostlos war. Es gab auch einige schöne Momente! Ein Lagerchor war gebildet worden sowie eine Theatergruppe, sogar ein Kabarett hatte einige Zeit bestanden, das die Lagerverwaltung nicht mit scharfem Witz verschonte. Dazu hatte eine kleine Gruppe Frauen, zu denen einige von Helgas Freundinnen gehörten, einen Frauenchor gegründet. Manchmal saßen sie zusammengepfercht in einer Baracke und lauschten den herrlichen Stimmen, stimmten in den Gesang ein, soweit sie konnten.

Nachdem die Deutschen in Polen eingefallen waren, hatte die Sowjetunion Estland, Lettland, Litauen, Bessarabien und die Bukowina annektiert. Danach wurden Hunderttausende in Polen und den anderen Gebieten festgenommen und in die Gulag Lager gesandt. Die Russen brauchten billige Arbeitskräfte, um den Krieg führen zu können. Sie verstanden anscheinend nicht, dass hungrige, überarbeitete Menschen, die nur mit fünf Stunden Schlaf auskommen sollten, nicht besonders produktiv waren.

Im Winter nach Beginn des Krieges zwischen den Deutschen und Alliierten, hatten die Russen auch in Norilsk mit der Produktion von Material für den Bau von Eisenbahnen sowie mit Fahrzeugen begonnen. Eine weitere Fabrik für Uniformen wurde ebenfalls gegründet, in der Dina und Amalia arbeiteten. Das Mädchen hatte inzwischen ernste Sorgen um Dina, die oft das Gleichgewicht verlor und dermaßen abgemagert war, dass sie sich von ihren Rationen für die Ältere absparte. Dina merkte das schnell und weigerte sich, es anzunehmen, sie nahm nur, was immer Helga ihnen bringen konnte.

Amalia wusste, an diesem ersten Abend würde sie nicht alles aufzeichnen können. Sie war jedoch zufrieden, einen Anfang gemacht zu haben.

Am folgenden Abend änderte sich ihr Leben schlagartig. Als Dina und Amalia wie immer zusammen die Fabrik verließen und ebenfalls wie immer an einer Baracke vorbeikamen, die als Moschee benutzt wurde, stürzte ein Mann auf beide. Er hatte anscheinend im geschlossenen Eingang gestanden und auf sie gewartet. Der Angreifer versetzte Dina einen Faustschlag, der sie halb bewusstlos auf den schneebedeckten Bürgersteig fallen ließ. Amalia schrie, sie hörte nicht wie Dina zu husten begann, ihr Blut aus dem Mund lief, auch nicht, wie sie nach Atem zu ringen begann. Dina bekam langsam keine Luft mehr, ihr Atem wurde zu einem Röcheln.

Starke Arme hielten Amalia längst umfassen, eine Hand hielt ihren Mund verschlossen, sie wurde erbarmungslos trotz ihres verzweifelten Widerstands zu Boden gedrückt. Alles ging sehr schnell, sie versuchte sich zu befreien, bis ihre Kraft erschlaffte, die in Lumpen gewickelten Beine gewaltsam auseinandergerissen wurden, wie auch Mantel und Kleid. Sie wusste sehr genau, was ihr geschah, noch ehe der erste grausame Schmerz sie durchzuckte.

Später war sie dankbar, sich nicht bewusst gewesen zu sein, wie lange sie der Tortur ausgesetzt war. Sie merkte nicht, wie jemand wütend den Vergewaltiger packte. Wie dieser von ihr abließ, sich wehrte und ein verzweifelter Kampf sich zwischen den Männern entspann. Dieser endete als einer dem anderen einen schweren Schlag erteilte, der ihm die Kinnlade brach, und er wie ein Stück Dreck in den Schnee sank.

Amalia war längst ohnmächtig geworden. Sie erfuhr später, dass Ella die deutsche Ärztin geholt hatte, die ankam, als der verzweifelte Kampf der Männer gerade endete. Amalia wurde zur Hütte getragen, wo Helga alles tat, um sie zu versorgen. Als sie zu sich kam, verspürte sie sanfte Hände, erkannte Helgas Stimme, die flüsterte, sie solle das Wasser schlucken, das sie an ihre Lippen setzte. Amalia tat wie befohlen, ohne zu sprechen. Ihr Kopf wurde schwer, die Lider schlossen sich erneut. Diesmal sank sie in einen rettenden Schlaf.

Helga blieb über Nacht bei ihr. Sie wollte es keinem anderen überlassen, Amalia zu erklären, dass sie Dina verloren hatte, die den Angriff nicht überlebt hatte.

Der Vergewaltiger war ein Trunkenbold namens Ivkro gewesen, der wegen Vergewaltigung eines Kindes in den Gulag verschickt worden war. Der Kampf war für ihn schlecht ausgefallen, doch er hatte diesen trotz der schweren Verletzung überlebt. Jedoch er hatte gegen das Verhalten verstoßen, dass die Kriminellen festgelegt hatten. Ivkro floh aus dem Krankenhaus, doch nach einigen Tagen wurde er tot aus dem Fluss geborgen. Er war übel zugerichtet worden, er hatte keinen leichten Tod gehabt, was niemand erstaunte. Die Kriminellen bestrafte hart.

Amalia erfuhr vom Tod des Mannes, aber nicht wie dieser gestorben war. Es hätte sie kaum bewegt, sie war untröstlich über Dinas Tod gewesen. Lange kauerte sie in einer Ecke der Hütte, zeigte kein Interesse an ihrer Umwelt, sprach nicht und verzehrte kaum mehr als einige Bissen. Die Ärztin, besorgt um die junge Frau, erhielt die Erlaubnis sie zu sich zu nehmen und sie im Krankenhaus als Hilfskraft einzustellen. Amalia war jedoch zu wenig zu gebrauchen, fast zusehends magerte sie ab.

Helga befürchtete, dass der Kummer um Dina und das Grausame, was ihr zugestoßen war, Amalia in den Tod treiben würden. Sie tat, was sie konnte, um sie am Leben zu erhalten. Sie war erstaunt, als ein stämmiger Mann sie zehn Tage nach dem Vorfall ansprach, als sie aus einem Krankensaal trat. „Wie geht es dem jungen Mädchen?“ fragte er.

„Amalia? Sie kennen sie?“ Helga betrachtete den Mann argwöhnisch. Ein Gefangener, aber ohne die demütige Haltung der Mehrheit. Kein Russe, entschied sie, er hatte einen starken Akzent.

„Nein – das heißt, ich war – ich sah, wie sie angegriffen wurde...“ Er brach ab, sagte: „Man sagte mir, sie ist hier.“

Dr. Schröder erriet plötzlich, wer er war. „Sie – Sie waren es die den Serben...“ Auch sie beendete den Satz nicht. „Wie heißen Sie?“

„Jackson. Richard Jackson. Ich arbeite in der Verwaltung der Fahrzeugfabrik.“ Der Ingenieur, der wegen Sabotage zu zehn Jahren verurteilt worden war, war vor sechs Jahren erst in einen Gulag am Vorkuta Fluss in eine Kohlemine geschickt worden, wo er wie andere mit Schaufel und Hacke gearbeitet hatte. Er hatte Glück gehabt, der Manager hatte schnell erfahren, dass sich unter den neuen Gefangenen ein amerikanischer Ingenieur befand. Das Bergwerk war erst vor wenigen Jahr gegründet worden, erfahrene Techniker und Manager waren rar. Jackson war in die Verwaltung geholt worden, wo er sich gut integriert hatte. Doch wie in Gorki erweckte seine Sonderstellung den Neid anderer. Vor acht Monaten war sein Gönner versetzt worden. Danach hatte es nicht lange gedauert, bis Jackson aus dem größten Arbeitslager im europäischen Russland nach Norilsk in die neue Fahrzeugfabrik versetzt wurde.

„Es geht ihr ziemlich dreckig.“ Impulsiv wie sie war, fügte Helga hinzu: „Kommen Sie mit mir, Richard Jackson! Sie heißt Amalia Hermann. Vielleicht redet sie mit Ihnen. Übrigens: sie spricht etwas Englisch!“

Wie jeden Abend saß die junge Frau ohne Kerzen im Dunkeln auf einem Hocker neben dem Kohlenfeuer in Helgas Küche. Sie grüßte Helga lustlos, den Fremden schien sie nicht zu bemerken. Es war das erste Mal, dass Richard das Mädchen sah, dem er geholfen hatte. Ihr blasses Wesen, die eingefallenen Wangen und trostlosen großen Augen berührten ihn zutiefst. Er trat auf sie zu und sprach sie sanft auf Englisch an: „Ich heiße Dick, Miss Hermann. Ich freue mich Sie kennen zu lernen – Sie erinnern mich an meine Schwester Lucy. Ich vermisse sie sehr.“ Während er sprach, schien er vergessen zu haben, dass Lucy verheiratet, sicher Mutter von Kindern und längst kein Teenager mehr war.

Amalia drehte den Kopf. Zum ersten Mal blitzte so etwas wie Interesse in ihrem Gesicht. „Lucy?“

Richard nickte. „Meine älteste Schwester. Sie hat unsrer Mutter im Haus mit den Kleinen geholfen. Ronnie und Jason. Haben Sie Geschwister?“

Sie schüttelte den Kopf. Antwortete jedoch: „Ich hab nur noch die Helga.“

Diese, von einem großen Glücksgefühl erfüllt, hatte Wasser für den Teekessel aufgesetzt. Dies war der Wendepunkt, sagte sie sich. Nun ist sie zurückgekehrt ins Leben.

### III: Rassenschande in Südafrika

In einem südafrikanischen Dorf begehen mehrere führende Afrikaaner – Nachkommen der Buren und Anhänger der Apartheidregierung – das Verbrechen des Geschlechtsverkehrs mit Nicht-Weißen. Als dies auffliegt, entdeckt ein Junge, dass sein Vater einen Sohn mit einer Afrikanerin gezeugt hatte und rächt sich an diesem, wobei der Junge zu Tode kommt. Später wird der Zeuge dieses Ereignisses unter Druck gestellt, für den südafrikanischen Geheimdienst zu arbeiten.



Ruth Weiss in Mayfair, Südafrika, Anfang der vierziger Jahre

#### *Auszug aus „Rassenschande in Südafrika“:*

Ein Augenblick kann eine Ewigkeit sein.

Der Schmetterling flatterte über die Blüte des Dornbusches, Fühler voraus, breitete die Flügel zwei Sekunden aus, zeigte deren berauschte Schönheit, blendendes Blau am Flügelrand vermischt mit rosigen Tupfen. Er nippte an der Blüte, zog die Flügel eng aneinander, ehe er sich erhob und das Sonnenlicht ihn einfiel, das die großen dunkelblauen Augen des Jungen blendete, und er sie schloss. Als er sie öffnete, war der Schmetterling verschwunden. Mit ihm, der Augenblick.

Der schlanke Junge atmete tief, er hatte unbemerkt den Atem angehalten, hatte den Augenblick genossen, während er rittlings auf einem Felsen am Ufer des kleinen Flusses saß. Eigentlich wollte er fischen, aber der leuchtende Schmetterling hatte seine Aufmerksamkeit erweckt, er war ihm nachgeklettert, bezaubert von seiner Schönheit. Er richtete sich auf. Ein leichtes Geräusch verriet ihm, dass sich etwas unweit im Busch bewegte. Sofort war er sprungbereit, entweder ins Wasser zu stürzen oder zu fliehen. Doch dann sah er zwischen dem hohen Gras die rotbraune Mütze, die sich auf ihn zu bewegte. Er entspannte sich. Befürchtete nichts und blieb, wo er war.

Ein Junge in kurzen Khakihosen mit der rotbraunen Schülmütze bemerkte nach wenigen Minuten den Kleineren, der barfuß auf dem Felsen thronte, während unter ihm das Wasser über steinigen Boden wirbelte, ehe es sich in den Wasserfall stürzte. Bewundernd beobachtete der Neuankömmling den Jungen, der so stillsaß, dass er aussah wie eine Statue, die dünnen Beine um den Felsen geschlungen. Über seinem Kopf wölbte sich ein kleiner Baum, der aus dem Felsen sprieß. Der Schuljunge grinste. Er und sein Kumpel, mit dem er praktisch aufgewachsen war, waren vor einigen Monaten dem zierlichen *Kleurling* - diesem farbigen Jungen - begegnet. Hatten sich angefreundet und mit ihm gespielt. Ihn heimlich bewundert, da dieser sich im Busch bewegte wie kein anderer, den sie kannten, obwohl er nur ein halber Afrikaner war. Sie waren ihm vom ersten Moment zugetan gewesen, als sie ihm beim Fischen beobachtet hatten. Mit einer selbstgebastelten Angel. Auch wenn er die kaum nötig hatte, er wusste, wie man Fische mit den Händen erhaschte.

„Er erinnert mich an jemand“, hatte später der Schuljunge zu seinem Freund gesagt, was natürlich Unsinn war, sie kannten keine anderen Farbigen. Später verstanden sie, dass er sie bereits von weit entfernt bemerkt und erkannt hatte. Keiner würde diesen Kleinen überraschen, er hatte ein Gehör wie ein Spürhund. Nein, wie ein Springbok, diese zarten Geschöpfe, die vor jedem zitternden Grashalm davon stürmten.

Ungeduldig, weil der Kopf noch immer nicht ihm zugewandt war, rief der Junge am Fuß des Felsens: „He, Du!“ doch er erhielt keine Antwort. Ein Wind hatte sich erhoben, umarmte den Felsen, ehe er über das flache Land rauschte, sodass die Dornbüsche sich duckten. Der Junge auf dem Felsen blickte schnell auf die weißen Wolken, er ahnte, dass sie sich in Kürze zusammenziehen würden. Es war Regenzeit. Bald würden die ersten Tropfen fallen. Der dort unten würde nicht trocken zurück ins Dorf kommen. Ihm selbst machte das Nass des Regens so wenig aus wie das Brennen der Sonne.

„Ich kam, um mich zu verabschieden!“ Der Junge unten am Felsen zuckte zusammen, als die ersten großen Tropfen auf sein nach oben gerichtetes Gesicht fielen: „Ich muss weg! Ich komm in ein Internat!“

Er erhielt keine Antwort, starrte weiter nach oben und wischte verärgert weitere Tropfen aus dem Gesicht. Es war mutig von ihm gewesen, sich aus dem Haus der Großeltern zu schleichen, um den *Kleurling* zu suchen, der hier im benachbarten Bantu Heimatgebiet lebte. Er wollte nicht einfach verschwinden und war gekommen, um sich zu verabschieden.

Der Junge auf dem Felsen drehte noch immer nicht den Kopf, er schien etwas bemerkt zu haben, lauschte angestrengt, während er sich weiter an den Felsen klammerte.

Der Junge unter ihm begann zu klettern. Er war nicht weit gekommen, als er plötzlich beiseitegeschoben wurde. Er wandte den Kopf, sah zu seinem Erstaunen seinen besten Freund, der ohne Rücksicht an ihm vorbei

hastig nach oben stürmte. Er war noch nicht dort angekommen, als der Neankömmling bereits schwer schnaufend auf der oberen Felsplatte stand. Einen derben Fluch ausstoßend, rannte dieser auf den *Kleurling*, ihren gemeinsamen Freund, zu und versetzte ihm einen heftigen Schlag ins Gesicht. Überrascht hob der Junge die Hände. Versuchte den Ast des Baumes zu fassen, doch griff ins Leere. Er verlor das Gleichgewicht und ehe der zweite Junge erfasste, was geschah, taumelte der Kleine verzweifelt mit einem herzerbrechenden Schrei von seinem Sitz herab in die Tiefe.

Der Angreifer stand regungslos mit erhobenen Händen. Es schien, als wusste er nicht, was er getan, was geschehen war. Sein Freund rutschte am Felsen hinab und rannte so schnell er konnte zum Wasser, er dachte er hätte den Aufprall des Körpers gehört. Doch er konnte nichts sehen und kämpfte sich durch das hohe Gras und Gebüsch zum Ufer, riss sich Hemd und Hose vom Leib, die Schuhe, ließ sich ins Wasser gleiten. Das war so dumm wie ungeschickt, er wurde vom heftigen Wirbel erfasst, wurde umgerissen und flussabwärts getrieben. Er geriet in Panik, merkte wie er Wasser schluckte, ehe es ihm endlich gelang sich auf den Rücken zu drehen, um zu schwimmen. Dort wo der Fluss träge wurde, schaffte er es, Boden unter die Beine zu bekommen. Langsam paddelte er durch Schlamm und Unkraut zum Ufer. Er blickte zurück, sah zu seinem Erstaunen, wie weit er getrieben war. Nur gut, dass er seine Schuhe bald wieder an den Füßen hatte, Hemd und Hose trug, auch wenn die Mütze verloren war.

Tief atmend hielt er sich an einem Gebüsch fest und blickte um sich. Er erstarrte. Sein Kindheitsfreund stand unter dem Felsen an der Felswand gelehnt, Tränen rollten ihm über das runde Gesicht stand, in seinen Armen hielt der den *Kleurling*. Erleichtert dachte er, gut, er hat ihn aus dem Fluss gezogen. Erschöpft lief er langsam am Ufer entlang, bis er die Freunde erreichte.

Der Größere hatte sich auf den Boden gesetzt. Er blickte nicht auf, starrte mit gesenktem Kopf weiter zu Boden. Neben ihm lag der *Kleurling*.

„Was ist?“ fragte der Angekommene, erhielt jedoch keine Antwort. Er trat näher, sah dass der *Kleurling* auf dem Rücken lag, die Augen weit offen. Er wiederholte die Frage. Bekam nur ein Schluchzen als Antwort.

„Ist er tot?“ hörte er sich fragen. Erschrak über seine Frage und trat näher. Sah die Wunde und sagte schnell: „*Ouma* kann die Wunde verbinden. Die Farm ist nicht weit.“

„Sein Hinterkopf“, sagte dumpf der andere: „Er ist auf den Hinterkopf gefallen“, sagte er mit dumpfer Stimme.

Keiner der zwei merkte, dass der Regen längst richtig eingesetzt und sie bereits völlig durchnässt hatte. Er wiederholte: „Die Farm ist nicht weit. Komm!“

Der andere hörte nichts. Streckte seine Hand aus, als ob er den Körper streicheln wollte, sprach noch immer mit dieser merkwürdig tonlosen Stimme: „Das wollt ich nicht! Ich...“ Er schlug die Hände vors Gesicht und begann erneut zu weinen.

Sein Freund trat näher. Starrte in die offenen, tiefblauen Augen, umringt von langen, dicken Wimpern. Begriff, dass diese leer und leblos waren. Er schauderte. Ein Dorfjunge kannte den Tod, er hatte ihn oft bei Tieren gesehen im Lauf der zehn Jahre seines Lebens. Bis jetzt noch nie bei Menschen. Für einen Augenblick stand die Welt um ihn still. Er zitterte, was nicht dem Regen, nicht seiner triefenden Nässe zuzuschreiben war. Er stand



unter Schock, blickte nicht auf, konnte die Augen des Freundes nicht treffen - denn plötzlich wusste er, an wen ihn die Augen des *Kleurlings* erinnerten. An die seines Freundes. Die waren dessen Vater ähnlich! Hatte er sich nicht immer blaue Augen gewünscht anstatt seine hässlichen braunen? Doch nein, nein, das hatte alles nichts zu sagen, er hatte doch längst gewusst, der *Kleurling* war eine Mischung von Schwarzen und Weißen.

Er zog den Freund heftig am Arm. Er hatte Angst, große Angst! Sie mussten weg! Sofort! Auch wenn er versuchte, das Verbotene, das Verschwiegene - nein, das Unmögliche! - nicht zu denken...

Es konnte nicht sein, weil es nicht sein durfte - dass der Tote der Bruder des Freundes war.

## IV: Alte Kameraden aus Brasilien

Alte Kameraden der Nazizeit werden zu einem Treffen eingeladen. Kurz darauf stürzt ein alter Mann in einem Regionalzug in der Freiburger Gegend und wird in einem nahen Krankenhaus betreut, wo er im Koma liegt. Der Vorfall wird als Unfall angesehen, bis ein Mordversuch an dem Kranken versucht wird und die Polizei vor ein Rätsel stellt. Warum wollte jemand einen ehemaligen und völlig unbelasteten Schulinspektor töten? Die Ermittlungen in der Neo-Nazi Welt führen bis in die Kriegsjahre zurück.

### *Auszug aus „Alte Kameraden aus Brasilien“*

Die Vergangenheit ruht nie ganz für alte Kameraden. Selbst wenn sie diese als Asche der Vergangenheit betrachten. Vielen war es unangenehm, daran erinnert zu werden. Fanden es peinlich, als sechzig Jahre nach Kriegsende eine Einladung zu einem „Klassentreffen“ in ihre Wohnungen flatterte. In deutschen Haushalten, in kleinbürgerlichen Wohnungen und feudalen Villen, sowie in entlegenen südamerikanischen Plantagen, selbst im fernen Afrika zuckten alte Männer zusammen. Einigen klopfte das Herz vor freudiger Aufregung. Andere waren zu erbittert, um sich zu freuen. Eine Minderheit verachtete und schämte sich der Vergangenheit. Alle fragten, was das sollte, ein Treffen sechs Jahrzehnte danach? Mit Männern, mit denen sie Schulter an Schulter gestanden und gekämpft, mit denen sie Führer und Volk ewige Treue gelobt hatten? Das war aus. Vorbei.

Doch gab's auch sie, die Ewiggestrigen. Die sich mit Wehmut an das erinnerten, was einmal war. Auch an die leider nie erfüllten Hoffnungen. Ihre Anzahl war stark zusammen geschmolzen im Lauf der Jahrzehnte. Ihr Leben war sehr unterschiedlich verlaufen. Manche mussten mit der Armut kämpfen und lebten von ihrer Rente. Andere hatte das Wirtschaftswunder in die Höhe geschwemmt. In der Politik, der Wirtschaft, in der Kunst und Wissenschaft hatten sich etliche einen Namen gemacht. Die Einladungskarte rüttelte sie auf. Rief Erinnerungen wach. Ließ Emotionen hochkommen.

Im Herrenhaus einer brasilianischen Hazienda hielt ein Mann, der auf den Namen Ricardo Picard antwortete, die Karte lange in der Hand, nachdem seine Frau ihm diese mit anderer Post auf den gedeckten Frühstückstisch gelegt hatte. Sechzig Jahre! Bald würde er seinen 80. Geburtstag feiern. Sein Vater hatte nie sein sechzigstes Lebensjahr erreicht. Der hatte das ganze Leben auf einem Bauernhof geschuftet, nur um elend auf der Flucht im Westen zu sterben. Ein Tiefflieger hatte auf die Kolonne geschossen, hatte ihn tödlich verletzt. Die Mutter hatte es mit der kleinen Schwester nach Berlin geschafft. Sie hatte es schwer gehabt, hatte getrauert über den getöteten Mann. Der Brief über diese Vorfälle hatte den Sohn noch erreicht, ehe er ebenfalls flüchten musste und für die Mutter als verschollen galt. Weiter gelten musste, obwohl er lebte, wie die Mutter es vielleicht doch verstanden hatte. Und die Schwester? Lebte sie noch? Er wusste es nicht.

Diese Karte von OAK – Eiche auf Englisch. Um an uralte Treue zu erinnern? OAK! Ja, er hatte davon gehört – Organisation Alter Kameraden. Die war vor Ende des endgültigen Zusammenbruches gegründet worden, von einem hohen SS Offizier. OAK hatte die nach Tirol, damals dem einzigen deutschsprachigen Ort ohne Besatzungstruppen, geflüchteten Kameraden betreut und sie mit Geld und neuen Papieren versorgt. Dazu hatte

die Organisation vielen geholfen, sie aus den Gittern der Gefangenenlager zu befreien und später ein geheimes Netzwerk zu bilden, das eine schützende Hand über die Karriere der Kameraden gehalten hatte. Das war unvermeidlich gewesen, denn wie hätte der Wiederaufbau sonst funktionieren können? Das Heer vertrauenswürdiger, erfahrener Beamten war benötigt gewesen, auch wenn die Mehrheit jahrelang zuvor brav innerhalb Polizei, Wehrmacht, Reichsbahn, Erziehungsinstitutionen und dem Rest der Kriegs-, Ausbeutung- und Vernichtungsmaschinerie mit- und zugearbeitet hatten. Das war vergessene Geschichte geworden. Musste es werden, damit das Volk überlebte.

Der alte Mann war überzeugt, dass die OAK Einladung die natürliche Folge einer Begegnung in der Hauptstadt vor wenigen Monaten war. Er war zum ersten Mal einem alten Kameraden über den Weg gelaufen, diesem Emil mit dem langen Eselsgesicht. Der nun ganz grau geworden war, im Gesicht und auf dem Kopf. Der war mit der Vergangenheit nicht fertig geworden, hatte sich nie zurecht gefunden in diesem Land. In einem Heim lebte er, hatte er gemurmelt, ehe er den alten Gruß andeutend schnell weggehumpelt war.

Wie gut war dagegen sein eigenes Leben verlaufen, besser als er es je erträumt hatte. Durch einen Zufall hatte er drei Monate vor der Kapitulation den mit der eigenen Uniform ausgetauschten Soldatenrock ausziehen und sich mit einem fremden Namen schmücken können. Ein Anti-Nazi, ein Bauer auf einem einsamen Hof in Westfalen, hatte ihm darauf einen Unterschlupf trotz des hohen Risikos für beide gegeben. Er hatte nur wenige Wochen dort als angeblicher Zwangsarbeiter schweigend verbringen müssen, danach war er von den Alliierten, den Tommies versorgt worden. Er hatte nochmals die Identität gewechselt. Dadurch war es ihm in dieser unruhigen Zeit gelungen, auf Umwegen über Italien nach Brasilien zu kommen. Ein junger Mann, kräftig, arbeitswillig und mit etwas Geld ausgestattet, hatte genug Ressourcen, um es in diesem Land zu etwas zu bringen. Im Aurora Tal, in dem italienische Emigranten im vorigen Jahrhundert Trauben angepflanzt hatten, hatte er sich – fast war es zur Routine geworden - wieder mit einem neuen Namen ausgestattet und hatte sich hochgearbeitet. Seit vielen Jahren besaß er, Ricardo Picard, seine eigene Plantage, die bekannt für die Qualität ihres Weines war. Er hatte nicht wie die meisten jungen Ankömmlinge die Tochter eines alten Kameraden geheiratet, sondern eine Brasilianerin gemischter italienischer und indianischer Herkunft, Tochter des Vorarbeiters der Plantage. Eine schöne, feurige Frau, die ihm vier Kinder geboren hatte. Er konnte mit seinem Leben zufrieden sein.

Er lehnte sich im Lehnstuhl zurück und dachte nach. Ich hab mit ,damals' schon lange nichts mehr zu tun, sagte er sich. Ich hab nicht nur einen neuen Namen, sondern ich bin tatsächlich ein anderer geworden. Nein, ich wurde einfach erwachsen, damals war ich ein dummes Kind gewesen, unwissend und naiv. Ich habe mein neues Ich verdient. Glück hab' ich gehabt! Es gibt so viel Armut in diesem Land. Auch hier in Rio Grande du Sol, dazu zu viel Gewalt, zu viele Drogen und viel zu viele Männer, die sich damit Macht verschaffen. Nicht hier, in diesem Tal konnte ich mich davon fernhalten. Genau wie ich mich von der alten Politik ferngehalten hab', die ebenfalls auf Gewalt und totaler Kontrolle aufgebaut war.

Ricardo Picard schloss unwillkürlich die Augen. Er sah ein großes Labor wie im Traum, daneben eine Klinik mit Operationssaal, wo es seine Aufgabe war, Menschen an den Operationstisch festzuschnallen. Betäubungsmittel gab es nicht. Laut Erklärung des Chefs, dieses spitzbärtigen Mannes von kleiner Gestalt und riesigem Ehrgeiz, war das unnötig. Nur gut, dass die Opfer nach den ersten Einschnitten meistens das Bewusstsein

verloren. Danach war es leichter, sie später mit einem andern abzutransportieren. Außerdem hörte man ihre Schreie nicht mehr. Oft – nie mehr.

„Ricki? Ist dir nicht gut?“ Flora Picard klang besorgt.

Er öffnete die Augen. Schluckte. „Doch, doch. Ich habe nur etwas nachgedacht.“ Über Jammergestalten in gestreiften Hosen, Jacken und lächerlichen Mützen. Über Wissenschaftler, die glücklich waren, Experimente wie zum Beispiel mit Drüsen an Menschen durchführen zu können. Für die er, damals gerade achtzehn Jahre alt, sich „freiwillig“ als Hilfskraft zur Verfügung gestellt hatte. Zwei Jahre lang.

Wie wär's gewesen, wenn er nicht in diesem neuen Land ein neues Leben und Zuhause gefunden hätte? Der nicht-mal Einundzwanzigjährige von damals hatte wenig gemeinsam mit dem fast Achtzigjährigen, der hier in seinem bequemen Stuhl den Blick von der Veranda auf das wunderbare Land über sein Besitztum schweifen lassen konnte. Was hatte er, Senhor Ricardo Picard, noch mit dem Jungen von damals zu tun? Was hatte der schon von der Welt gewusst? Ein dummer Bauernjunge, angezogen vom Glanz der SA und SS, der von seinem ehemaligen SA-Gruppenführer als dienstwillig ausgesucht und danach in diesem Lager eingesetzt wurde? Er war in die Waffen-SS aufgenommen worden. Als er im Urlaub seinen einstigen Protegé zu einem Glas Wein eingeladen hatte, hatte der ihm von seinem Dienst erzählt. Hatte geschwärmt von der wichtigen Arbeit, die er verrichtete. Hatte ernst erklärt, nicht jeder sei dafür der Richtige, ein starker Mann mit Mut, Hingabe und Herz für die Menschheit. Der Junge hatte darum gebeten, in die SS aufgenommen zu werden, sobald er achtzehn war. Worauf sein früherer Führer sich für ihn verbürgt hatte, sodass er zum Waffen-SS Mann wurde! Mehr noch. Als Favorit der Pfleger des Chefs, des Chirurgen hatte er es geschafft, ihn nach Aufnahme und Ausbildung als Hilfskraft für diese medizinische Sondereinheit in der Lagerklinik einzusetzen. Der glühende Enthusiasmus des Jungen war zwar nach der ersten Operation gedämpft, gekotzt hatte er und die nächste Operation übergangen – hatte jedoch gedacht, dass dies menschenrettende Arbeit war. Die bald zur Routine geworden war, mit allem, den gellenden Schreien, Blut und Gestank. Natürlich half der Alkohol, der war stets leicht und billig zu beschaffen.

Die Angst hatte sich mit der näher rückenden Front eingestellt. Mit der Erkenntnis, dass der Krieg nicht verlief, wie erwartet. Was tödlich gewesen wäre, hätte man das laut gesagt. Wie erleichtert war er gewesen war, als er mit den anderen den Befehl erhalten hatte, das Lager zu räumen. Alles und alle sollten zurück ins Reich geschafft werden. Die genauen Umstände der Rückkehr hatte er längst verschönert, er hatte vergessen, wie grausam für die anderen der Marsch durch die Winterlandschaft war, ohne warme Kleidung, Schuhe oder Nahrung. Alles war im Kopf vernebelt und verschwommen. Die Märsche. Die für-immer-Zurückbleibenden, die man im Schnee liegen ließ. Nein, die man in den Schnee mit Schüssen beförderte, sobald sie zu langsam wurden mitzuhalten, die gestolpert waren - oder versucht hatten, anzuhalten, um eine Handvoll Schnee zu essen. Man war in Eile gewesen, dem Feind zu entkommen, da konnte man auf keine Rücksicht nehmen. Wie erleichtert sie waren, das Ziel zu erreichen, da waren die noch Lebenden für die Zugfahrt in Viehwaggons gepfercht worden zum Transport ins Lager im Reich.

Und dann – kurz darauf jener Zufall, dem er sein Leben verdankte.

Nachhause hatte es ihn damals nicht gezogen. Aber nun verspürte er ein merkwürdiges Verlangen. Dieses unerklärliche Gefühl, das hatte er stets zuvor unterdrückt. Hm, inzwischen war viel Wasser durch die deutschen Flüsse geflossen. Eine Reise ins alte Europa? Wer sollte es ihm verwehren?

Der alte Mann steckte die Karte in seine elegante Seidenjacke und reichte Flora die Butter, um die sie bat.

## V: Ein Denkmal für Sklavenarbeiter in einer westfälischen Kleinstadt

Jan Kaspar, Bürgermeister einer Kleinstadt in Westfalen, hatte eine Berliner Professorin zu einer Ratssitzung eingeladen, in der sie über Zwangsarbeiter sprach und vorschlug, diesen ein Denkmal zu setzen. Die Stadt war dadurch gespalten. Kurz nachdem der Vorschlag zum Thema geworden war, verschwand Kaspar. Die Untersuchung führt zurück in die 30/40er Jahre.

### *Auszug aus „Ein Denkmal für ehemalige Zwangsarbeiter in einer Westfälischen Kleinstadt“*

Der Vorschlag, dass die Stadt den Zwangsarbeitern ein Denkmal setzen sollte, war am Tag nach der Stadtratssitzung allgemein bekannt. Vor der Bäckerei Löwe drängten sich die kleinen VWs der Hausfrauen, dazu einige BMWs der Gatten, auch Fahrräder der weniger gut Betuchten oder Sportbedachten waren zu sehen, darunter Kirsten Mertens Rad. Die Bäckerei war äußerst beliebt und konnte sich weiter gegen die Supermarktkonkurrenz behaupten, dank der Qualität der Brötchen sowie der Kuchen und Torten. Und zweifelsohne wegen der einmaligen Tante Bertha, wie jeder die Pächterin nannte. Man wusste, jeder holte dort seine Samstagsfrühstücksbrötchen. Eine ausgezeichnete Gelegenheit für einen Schmus. Für einige Glückliche die Zeit dafür hatten, auch für eine Tasse Kaffee im Nebenraum. Mit Sahne und etwas Klatsch.

Hinter der Theke hielt Tante Bertha Hof. Der Andrang ließ sie nicht aus der Ruhe bringen. Im Gegenteil, sie schien mehr Zeit denn je mit jedem Kunden zu verbringen. „Wie geht es dem Paul?“ erkundigte sie sich bei Herta Kalb, dessen sechzehnjähriger Sohn vor drei Monaten bewusstlos ins Krankenhaus eingeliefert worden, er hatte mit Klassenkameraden den Sieg seiner Fußballmannschaft zu sehr gefeiert. Tante Bertha hatte eine Angewohnheit, unangenehme Themen nebenbei anzusprechen, als ob es sich um Unwichtiges handelte.

Herta überhörte die Frage, von Paul war augenblicklich wenig in der Öffentlichkeit zu berichten. Anstatt dessen sagte sie vernehmlich: „Ich denke, wenn ein Denkmal aufgestellt wird, was ich gut fände, so sollte es vor dem Postamt und nicht auf einem entfernten Bauernhof errichtet werden.“

Jeder Kopf drehte sich der wohlgenährten Dame zu, in ihrem Designer Herbstmantel mit passendem Hütchen, das etwas auffällig auf kunstvoll gefärbtem Haar saß. „Aber Herta“, säuselte die hohe Stimme der Erika Geradewohl, deren Brötchen soeben von einer der Assistentinnen eingepackt wurden: „Du glaubst doch nicht, ...mein Bert hatte nicht den Eindruck, dass Moritz für den Bau eines Denkmals ist! Bert jedenfalls ist fest entschlossen...er ist dagegen. Genau wie ich!“

Ein kaum hörbarer Laut wie unterdrücktes Lachen schien vernehmbar. Wusste doch jeder, dass Frau Geradewohl großen Wert darauflegte, nicht das Echo ihres Mannes zu sein. Weswegen sie ihre Brötchen nicht im Supermarkt einkaufte, sondern bei Tante Bertha, dort konnte sie ihre Meinung verkünden. Wichtiger als ihre Meinung war den Kundinnen etwas anderes. Jemand hat nun zum ersten Mal offen gesagt, was viele dachten. Nämlich, sie sei gegen ein Denkmal. Waren sie das nicht fast alle? Nur - gesagt hatten sie es noch nicht. Jedenfalls nicht öffentlich. Bis jetzt.

Elfriede Schreber, die hinter Herta wartete, ohne ihre Ungeduld zu zeigen, eine Tugend, die sie im Dienst ihres Bruders lernen musste, zischte verärgert: „Eine Zumutung! Die Stadt hat Besseres mit ihrem Geld zu tun, als unsinnige Gedenksteine aufzustellen!“

Das Gemurmel wurde generell. Einige zögernden Stimmen stellten sich hinter Hertas Befürwortung: schließlich feierte Kalbs Supermarkt demnächst sein zehnjähriges Bestehen, da würde sicher einiges zu holen sein. Von Sonderpreisaktionen oder dergleichen würden sicher Freunden zuerst erfahren. Trotzdem wurde langsam klar, dass die Mehrheit empört über die Stadtratssitzung war. Der kurze Bericht in der Morgenzeitung, den Kirsten Mertens in letzter Minute abgegeben hatte, hatte die Gemüter erhitzt. War es nicht Zeit, einen Strich unter diese sogenannte Vergangenheit zu machen? Warum musste das immer wieder zur Sprache gebracht werden? Erst die Juden und ihr endloses Klagen, nun diese Polen oder was immer die waren!

Eine junge Frau, deren Name niemand kannte, also eine Zugezogene, die es gut fand, die Kinder in einer Kleinstadt aufwachsen zu lassen, sagte achselzuckend: „Das ist doch keine abwegige Idee, ein Denkmal für Zwangsarbeiter zu setzen. Das ist nun mal Geschichte oder nicht? Für die Kinder ist es richtig zu lernen, was damals vor sich gegangen war.“

Sofort wurde sie mit einem Schwall von Worten überschwemmt. Nicht alle waren wütend, einige meinten, warum nicht, schließlich hatte es Zwangsarbeiter gegeben, das war nicht abzuleugnen. Nein das nicht, aber so schlecht behandelt wurden die nicht, wie ‚mein Opa sagt‘...“ Die junge Frau hatte längst das Weite gesucht, da ging das Gezeter weiter. Plötzlich nahm keine mehr ein Blatt vor den Mund.

„Warum vor der Post, Frau Kalb?“ Kirsten Mertens hatte bereits ihre Brötchen und die Türklinke in den Händen.

Mehrere Stimmen antworteten. Hertas durchdringender Ruf erreichte Kirsten, als sie Platz für einen Neuankömmling machen musste und nun auf der Treppe stand: „Das sollte einer Journalistin bekannt sein! Dort stand in Kriegszeiten die Niederlassung einer Fabrik. Die hat Kleinwaffen produziert. Deswegen wurde die Stadt angegriffen und der Marktplatz von einer Bombe getroffen.“

Stimmte das? Kirsten hatte gelernt, alles zu bezweifeln und jede Behauptung zu checken. Der Marktplatz wies keinen Hinweis auf einen Bombenschaden auf, doch den hatte es gegeben, Kirsten hatte die Bilder in alten Ausgaben der Zeitung gesehen. Hatte einigen Schaden angerichtet, die Bombe musste mitten auf dem offenen Platz eingeschlagen sein, nur der Brunnen des Heiligen Antonius war verschont geblieben, Fensterläden und Mauern der gegiebelten Häuser hatten dran glauben müssen. Die hatte man nach dem Krieg im alten Stil wiederaufgebaut. Interessanter fand Kirsten die unterschiedlichen Meinungen. Die Stadt war aufgebracht, das hatte sie schon im Supermarkt am Abend zuvor gemerkt, wo sie praktisch mit den letzten Kunden hinausgefegt worden war. Darunter waren zwei, die über die Ratssitzung Bescheid wussten und mit den anderen darüber redeten. Das hatte helle Empörung erzeugt.

Was nun? Würde sich die Stadt in zwei Lager spalten? Hier unter diesen Alteingesessenen war es klar. Die ärgerten sich über Kaspars Gast. Meistens war nur deren Selbstzufriedenheit zu spüren, heute jedoch hatte die Denkmalfrage sie aufgebracht. Und verunsichert.

Etwas braute sich zusammen, es lauerte eine gute Geschichte auf sie.

Sie hatte gerade die Brötchen in den Fahrradkorb gelegt, als ihr einfiel, dass sie auch Brot wollte und kehrte um. Dabei wurde sie Zeugin einer merkwürdigen Begegnung. Der Junggeselle Horst Ulrich Teltge kam gerade aus der Bäckerei, als Uwe Kaspar um die Ecke stapfte. Kirsten war nicht verwundert den Bauer zu sehen, er kam öfters in die Stadt, natürlich zum Bauernmarkt, manchmal nur um bei Tante Bertha Kaffee zu trinken. Die Männer stießen fast zusammen. Kirsten sah, wie sie sich eine Sekunde lang anstarrten und verstand nicht, was da vor sich ging. Wenn Blicke töten könnten, so wäre der kleine Teltge mit dem verkniffenen Mund nun tot. Die totale Feindseligkeit, der Abscheu in den Augen des Bauern war vernichtend. Dann schritt Teltge an Kaspar vorbei, ohne dass sie ein Wort miteinander wechselten. Das sind Todfeinde, sagte sich Kirsten, die entschied, den Kauf mit dem Brot zu lassen. Sie wollte nicht, dass Kaspar erkannte, dass sie sein Zusammentreffen mit Teltge bemerkt hatte.



## Jewish Deportees sent to Mauritius: An Untold Story

During my time on the *Guardian*, I was invited by the Mauritian government of Sir Seewoosagur Ramgoolam after Independence in 1968 to visit the island and write about it. In the course of this trip, I learned that a large group of refugees had been detained in prison during World War II between 1940 and 1945, when they were allowed to emigrate to Palestine or the country of their choice.



Book title *The Mauritian Shekel*, Geneviève Pitot – documentary history, latest research project in collaboration with the Mauritius Detainee Memorial

2020 was the 80th anniversary of the arrival of the ships with these unwilling passengers in Port Louis and this little-known story is now my newest historical novel.

In *Bag Them All!* Norah Hillel, in 2014, received documents, diaries and other papers of her grandfather's estate. As a result, she researched her family's history of the 1930s and 1940s. Norah discovered the fate of her family as well as others of 3,600 refugees from Danzig (Gdansk), Vienna, Bratislava as well as of detainees released from the concentration camp Dachau. In his effort to force Jews to leave Germany and Austria, Adolf Eichmann had sent this group in 1939 under inhuman conditions via the Danube to Romania and across the Black Sea to Palestine.

After the fall of France in WW II, Churchill had ordered all Germans to be detained – “Bag 'em all!” Infuriated by the arrival in Haifa of this group of illegal immigrants in the country over which they held a Mandate, the High Commissioner planned to send them to Mauritius. The paramilitary Jewish organization, the Haganah tried to prevent this. Unfortunately, this led to a deadly incident. Thus, a number of immigrants were allowed to remain, while 1,584 sailed to Mauritius, arriving in December 1940. Families were separated and imprisoned from 1940 to 1945, when they were allowed to emigrate to Palestine or their country of choice.

Norah's research in Germany, Austria, Slovakia and Hungary tells the story of the dispersal and destruction of one family of many millions through deprivation of their belongings, eviction, separation and systematic murder. Yet Norah also learns of the moving tales of survival in multiple exile.

The year 2014 was not chosen by chance: It is the year when after long lasting efforts to revive the history of this group of Jewish exiles a Memorial site was opened next to the Jewish Cemetery in Mauritius, the *Beau Bassin Memorial Centre*.



The cemetery of the Jewish internees in Beau Bassin, Mauritius (Photo: Roni Mikel Arieli)



Ruth Weiss, im Januar 2021

## Begegnung mit Ruth Weiss in Aschaffenburg am 17. September 2020



Ruth Weiss im Gespräch mit Deborah Vietor-Engländer

Die erste Zugfahrt nach sechs Monaten, Corona hatte uns eingesperrt. Der Zug war leer, drei vier Leute mit Masken und ich. Freunde von Ruth holten mich liebenswürdigerweise am Aschaffener Bahnhof ab und wir fuhren in das hübsche Restaurant, wo sie schon saß, mit anderen aus der Ruth-Weiss-Gesellschaft. Ich hatte sofort das Gefühl, sie zu kennen bzw. das Gefühl, wir hätten uns schon immer gekannt. Es hatte wohl etwas mit meiner Schwester zu tun, denn Ruth kam mit zwölf Jahren nach Südafrika und meine Schwester mit zwölf Jahren mit Nicholas Wintons Kindertransport nach London. Wir haben uns viel über das Leben in London unterhalten, dort, wo die Exilanten aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei wohnten, überlegt mit viel Lachen, ob und wie wir verwandt sein könnten.

Es war ein angeregtes schönes Essen und ich habe es sehr bedauert, wieder zum Zug zu müssen, aber Ruth gab mir eine wunderbare Erinnerung an diesem Tag mit, ihren 2010 erschienenen historischen Roman: *Deborahs Lied*.

Ich bin wehmütig wieder abgefahren in der Hoffnung, dass sie bald wieder auf Lesereise nach Deutschland kommt.

### ***PEN Zentrum - Vorstand***

Ruth Weiss (Ehrenpräsidentin)

Guy Stern (Präsident)

Helga Druxes (Sekretär, PEN Newsletter)

Benjamin Stein (Schatzmeister)

Jutta Birmele (Beisitzerin)

Freya Klier (Beisitzerin, WIP)

Gino Leineweber (Beisitzer, Förderverein)

Frederick A. Lubich (Beisitzer)

Deborah Vietor-Engländer (Beisitzerin, Vertretung von Guy Stern)

### ***Geschäftsführer***

Hubert Dammer (Website, PEN Newsletter)

<https://exilpen.org/>



